ILLUSTRIERTE

2. Juniheft 1959 17

...bau'n wir uns ein Nest

Zur großen ZB-Möbelreportage auf den Innenseiten

Foto Friedemann

Vergessenes, von uns allen Miterlebtes, von ZB-Redakteuren in einer Fortsetzungsreihe wieder in Erinnerung gebracht

In jenen Tagen...

Als die Bockwurst noch vier Mark fuffzig kostete ...

Wie ein Lauffeuer hatte es sich herumgesprochen: „Es gibt Magermilchpulver im Kaufhaus!" Auch ich machte mich auf die Socken, um ein Viertelpfund zu erstehen und um über dieses Ereignis zu berichten. Wir schrieben 1949. Es war zeitiges Frühjahr. Wer einen aus irgendeiner Sofadecke gearbeiteten Sakko besaß, war damals modisch gut beraten. Ich selbst trug aber nur eine hundertprozentig „hölzerne" dunkelgraue Arbeitshose und eine umgearbeitete Militärjacke, und mein treuester Begleiter war ein Fahrrad, auf dessen Felgen weder Mantel noch Schlauch, sondern aus alten verbrauchten Autodecken gestanzte Plättchen gezogen waren. Das fuhr sich zwar holprig über die Straßen, aber ich war trotzdem stolz, so vollkommen ausgerüstet zu sein. Während ich so meine ersten journalistischen Schritte machte, hatte sich inzwischen die HO ihre Kinderschuhe angezogen.

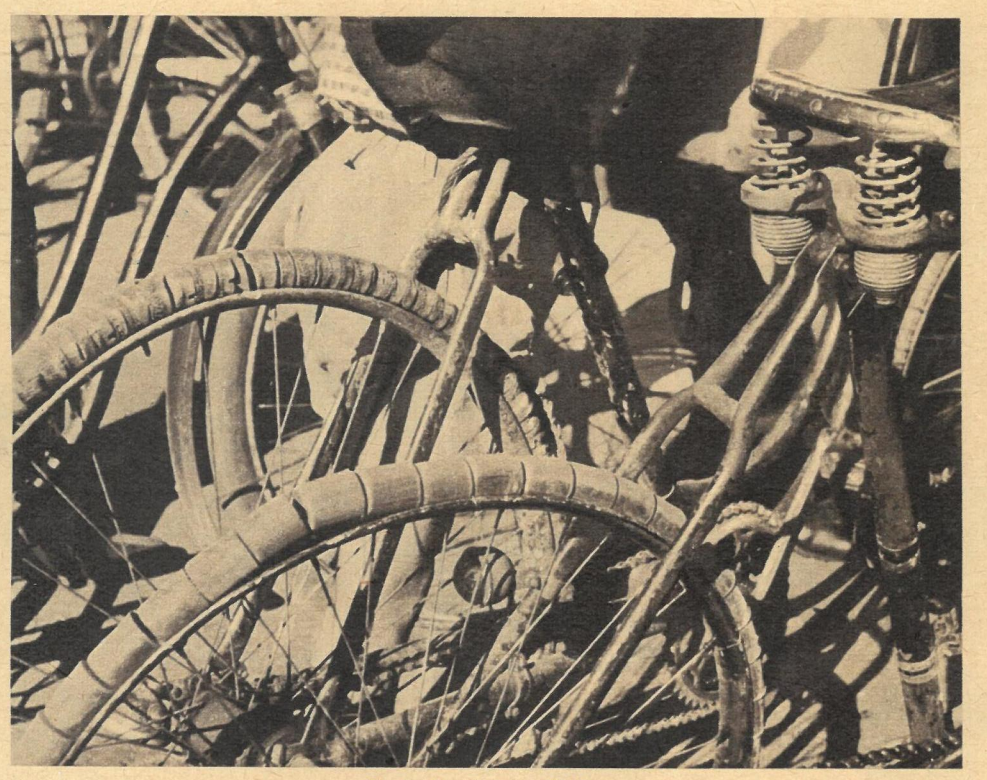
Ich war dabei, als in Freital einer der ersten „Freien Läden" in der damaligen Ostzone seine Pforten öffnete, und mir klingen noch heute die Worte des derzeitigen Stadtkommandanten von Dresden, Oberst Bortnikow, im Ohr, der davon sprach, daß das ein Anfang sei, um den Schwarzmarkt zu liquidieren, Ordnung im Handel zu schaffen und der Bevölkerung eine zusätzliche Einkaufsmöglichkeit zu geben.

Welches Schlaraffenland bot sich dem Auge in den Verkaufsetagen, wo man sich drängte, schob und quetschte. Brötchen waren hoch aufgetürmt, Zuckerhonig stand in Reih und Glied, in Kesseln dampfte Bockwurst. Saccharin, Zigaretten und Fondants lockten zum Kauf ... Wohin? Was zuerst kaufen? „Ein Schweinsohr, bitte." — „3,50 Mark." — „Ein Stückchen Torte, und eine Bockwurst dazu." — „5,00 und 4,50 Mark, macht zusammen 13,00 Mark." Die Nase schnuppert: „Bohnenkaffee." Man kämpft um die Tütchen für 40 Mark. Auch bei den Eiern steht man an. Aus der Bilanz des ersten Verkaufstages: 3500 weiße 100-Gramm-Brötchen, 1624 Päckchen Saccharin, 748 Becher Zuckerhonig, 4064 Zigaretten, 206 Kartons Fondants usw. ... Kaum war der „Freie Laden" eine Woche alt, da lief die Kartoffelaktion an. 200 Zentner wurden in wenigen Stunden umgesetzt. Bügeleisen, Pelzmäntel, Anzüge, Bettenstoff, Radios, Damengarnituren usw. kamen hinzu. Und von nun an brachte fast jeder Tag etwas Neues. Dann war es soweit: Die Preisschilder wurden zum ersten Male mit neuen, niedrigeren Zahlen versehen. Inzwischen war unsere Deutsche Demokratische Republik gegründet worden. Ich fuhr als Berichterstatter mit der HO aufs Land. Zuerst in einem Taxi, das voller Fondantstangen, Kurzwaren und einiger Textilien war, später mit dem ersten HO-eigenen Lkw. Und die Regierung hielt Wort: Die Preise wurden wieder und wieder gesenkt, die ersten Löhne erhöht. Die Werktätigen dankten es mit noch größeren Leistungen, die Bauern lieferten „Freie Spitzen".

So geht es nun bereits zehn Jahre zielstrebig nach oben. 1949 war ich schon über eine Bockwurst glücklich, heute interessiere ich mich für Fernsehapparate, die, da der Bedarf groß ist, gegenwärtig noch rar sind. Doch ich bin mir gewiß, daß in wenigen Jahren ausreichend Fernsehgeräte in den Geschäften angeboten werden. Vor zehn Jahren konnte man im HO-Kaufhaus Freital noch das Angebot an seinen zehn Fingern abzählen — heute bietet es über 12 000 Artikel, obwohl Rundfunkgeräte, Foto-Optik, Lebensmittel und zahlreiche andere Angebote aus dem Kaufhaus genommen und in Spezialgeschäften untergebracht worden sind. Finden Sie nicht auch, daß unser Leben in den letzten zehn Jahren dank der klugen Preis- und Wirtschaftspolitik unserer Regierung und der großen Leistungen unserer Werktätigen sehr schön geworden ist? Es soll in den kommenden Jahren noch viel schöner werden!

Und ganz nebenbei: Die billige Arbeitshose und das umgearbeitete Uniformjackett habe ich schon im Frühjahr 1949 in den Lumpensack gesteckt. Und das Fahrrad? Von dem habe ich nur noch ein Foto als Erinnerung ...

Bernhard Liebscher



Stolz des Jahres 1949

... 10 Jahre später

Fotos Peter jr. (2), Irmgard

Erlebtes Jahrzehnt

„Paket"-Diplomaten

Pakete gegen „Paket"

Für das Geschehen um die Genfer Außenministerkonferenz sind diese zwei Fotos interessant: Auf dem einen eilen Mitglieder der westlichen Delegation zur Sitzung. In ihren Diplomatentaschen tragen sie noch die alten, unrealen, zu einem Paket verschnürten Vorschläge des Westens, die statt einer vernünftigen Friedensregelung dem westdeutschen Militarismus den „Weg nach dem Osten" bahnen sollen, inzwischen aber, ihrer Unhaltbarkeit wegen, von Politikern aus dem eigenen Lager teilweise bereits verworfen wurden. Auf dem anderen Bild sehen wir, wie schweizerisches Bodenpersonal eine der täglich zwischen Berlin und der Konferenzstadt verkehrenden IL 14 unserer „Interflug" entlädt. Sie hat kostbare Fracht gebracht, paketweise Karten, Briefe, Resolutionen mit Millionen Unterschriften von Einwohnern beider Teile Deutschlands an die Außenministerkonferenz. Diese fordern gerade das Gegenteil von dem, was die Paketdiplomaten in die Sitzung tragen. Nämlich eine Gipfelkonferenz, den Abschluß eines Friedensvertrages, die Schaffung einer Freien Stadt Westberlin und einer kernwaffenfreien Zone in Mitteleuropa. Diese Pakete wiegen schwerer als das „Atompaket", und der Kampf aller Deutschen muß nunmehr die Anerkennung dieser elementaren Forderungen auch von den westlichen Außenministern erzwingen!

Zweimal Pakete

Widerspruchsvoll und plump

Obwohl Fortschritte auf der Genfer Außenministerkonferenz gemacht wurden und man gegenwärtig schon – entgegen dem einstigen Paketvorschlag der Westmächte – wichtige Teilfragen diskutiert, versuchen die westlichen Außenminister immer wieder, die gefährliche, auf eine Klärung drängende Lage zu bagatellisieren und als „gegeben" hinzustellen

Herter: „Besatzungsregime auf ganz Berlin ausdehnen!"

Das könnte dem amerikanischen Außenminister so passen. Anstatt auf den sowjetischen Vorschlag, Abzug aller Besatzungstruppen aus Berlin und Schaffung einer entmilitarisierten und Freien Stadt Westberlin, einzugehen, schlägt er gerade das Gegenteil vor. Mehr noch: Mr. Herter möchte die Entwicklung auf 1945 zurückdrehen, um Zeit zu gewinnen und um — ganz im Sinne Adenauers — vollendete Tatsachen schaffen zu können. Ununterbrochen rollen Atomraketen durch die westdeutschen Straßen. Mr. Herter möchte allzugern die abgelaufene Platte der Stärke auflegen

Grewe: „Heimat, dich lassen wir nicht!"

Von Hitler protegiert und vom Bonner Kanzler Adenauer als Torpedo gegen die Genfer Beratungen vorgeschickt, ist der Vertreter Brentanos im Konferenzsaal dazu ausersehen, die Verhandlungsatmosphäre zu vergiften. Vom Paketplan, den die Westmächte bereits fallenließen und an den sich Bonn hoffnungslos klammert, bis zu unerhört frechen revanchistischen Gebietsanforderungen gegenüber Polen reicht die Politik dieses ehemaligen Nazibeamten, der mit den erneut kommandierenden Hitlergenerälen lieber heute als morgen wieder „gen Ostland" reiten möchte

Couve de Murville: „Westdeutschland hat seinen Friedensvertrag!"

Diese Meinung vertritt allen Ernstes der französische Außenminister auf der Genfer Außenministerkonferenz und meint damit die Pariser Verträge. Diese aber sind doch nicht Grundlage einer friedlichen Entwicklung, sondern fesseln Westdeutschland mit atomaren Ketten an den NATO-Militärblock. Sie gestatten auch, die von faschistischen Elementen durchsetzten Knüppelgarden gegen alles einzusetzen, was Kritik an der revanchistischen und militaristischen westzonalen Politik übt. Ein Friedensvertrag, der die Interessen aller Deutschen berücksichtigt, liegt in dem von der UdSSR der Außenministerkonferenz unterbreiteten Vorschlag vor. Ihn muß man diskutieren!

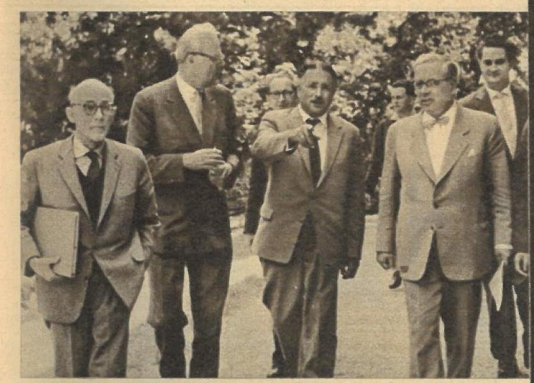
Selwyn Lloyd: „Man lasse alles so, wie es ist!"

Der britische Außenminister, der selbst zugibt, daß die Lage in Berlin genau so anomal ist wie in ganz Deutschland, schlußfolgerte daraus, daß man dann alles am besten so lasse, wie es ist. Das Besatzungsregime kann also nach Meinung Mister Lloyds beibehalten werden, und dem Militarismus in Westdeutschland werden weiterhin Tür und Tor geöffnet. Man stelle sich vor: Weil die Lage sowieso anomal ist, bleibe sie also anomal. Welch ein gefährlicher Unsinn! Hat Mister Lloyd vielleicht vergessen, daß ein durch eine in Westberlin gegen die DDR arrangierte Provokation ausgelöster Atomkrieg zuallererst mit das englische Inselreich vernichten könnte?

Kommunisten. Fritz Rische, Hein Fink (links) und andere Mitglieder des ZK der in der Westzone verbotenen KPD überbrachten unserem Außenminister ein Dokument an die Außenministerkonferenz, in dem Maßnahmen zur Entspannung in Deutschland und zur Lösung der Westberlinfrage vorgeschlagen werden. Die Kommunistische Partei Deutschlands, die sich damit erneut zur Sprecherin aller friedliebenden westdeutschen Bürger gemacht hat, fordert unter anderem den Abschluß eines Nichtangriffspaktes zwischen beiden deutschen Regierungen und die Schaffung einer entmilitarisierten Freien Stadt Westberlin

Franzosen. 50 Arbeiter aus Saint Denis – einem Pariser Vorort – mieteten sich einen Autobus und fuhren nach Genf, um 5649 Unterschriften zu überbringen. Diese waren unter eine Petition gesetzt worden, die den Abschluß eines Friedensvertrages mit Deutschland, der jede Wiedergeburt des Faschismus ausschließt, sowie eine Gipfelkonferenz fordert. Diese Delegation wurde von den westdeutschen Vertretern, weil sie zu wenig französisch verstünden, abgewiesen. Bei der DDR-Delegation fand sie offene Ohren

Frauen. Ein herzlicher Empfang wurde der Delegation des Deutschen Frauenrates zuteil, die am Sitz der DDR-Delegation von Staatssekretär Dr. Toeplitz begrüßt wurde. So wie diese Delegation werden seit Beginn der Genfer Verhandlungen täglich Abordnungen empfangen, die sich vertrauensvoll an die Delegationen der DDR und der UdSSR wenden, die wirklich ernsthaft um die internationale Entspannung und um die Festigung des Friedens ringen



Wissenschaftler. Im Gegensatz zur westzonalen Delegation, die nur wenige Minuten Zeit fand, sich das Anliegen der westdeutschen Intelligenz anzuhören, verbrachte Dr. Bolz (im Bild neben Professor Dr. Dr. Saller aus München) längere Zeit in angeregtem Gespräch mit angesehenen Wissenschaftlern, die im Auftrage von 1500 westdeutschen Universitätsprofessoren, Lehrern und Schriftstellern nach Genf fuhren. All diesen Delegationen wird es in Genf erneut bestätigt, daß Bonn überhaupt nicht daran denkt, die Forderungen des deutschen Volkes nach einer friedlichen Regelung der deutschen Frage zu vertreten, sondern nur darauf bedacht ist, gegen den Willen des deutschen Volkes fieberhaft atomar aufzurüsten und dadurch die Verhandlungsatmosphäre zu vergiften

Hoher Besuch in der Pierre Odier 22. Der sowjetische Außenminister, Andrej Gromyko, stattete unserem Außenminister, Dr. Lothar Bolz, in dessen Genfer Amtssitz wiederholt Besuche ab. Voller Spannung und Interesse werden vor allem von westlichen Journalisten diese Begegnungen von Repräsentanten der UdSSR und der DDR verfolgt, sind doch diese beiden Delegationen die einzigen, die im Konferenzsaal die deutschen Probleme vertreten. Mit großer Aufmerksamkeit werden von ihnen die zahlreichen Delegationen aus beiden Teilen Deutschlands empfangen, die täglich in Genf eintreffen und Forderungen unserer Menschen nach Abschluß eines Friedensvertrages überbringen Fotos: Zentralbild (9), Zeit im Bild (4), Steffen (2) / Text: Liebscher

Während sich die westlichen Diplomaten bei der Beratung strittiger Punkte drehen und wenden, um klaren Stellungnahmen auszuweichen, vertreten die Delegationen der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik mit ihren Außenministern konsequent die Forderungen aller Deutschen nach Abschluß eines Friedensvertrages

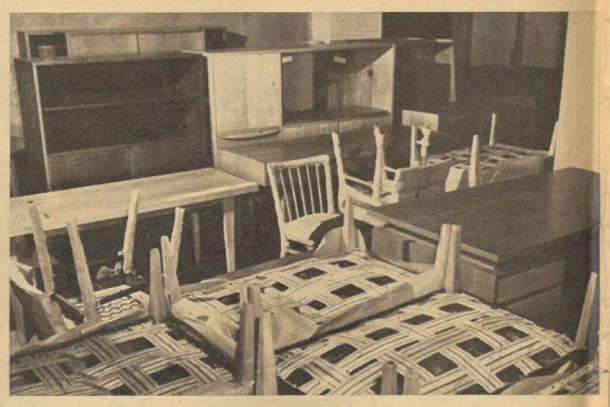
Klar und überlegen

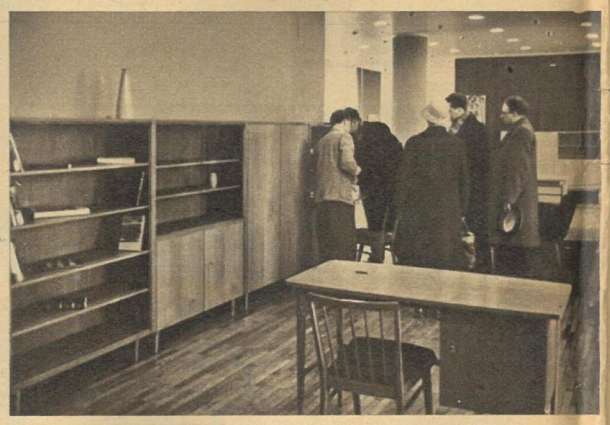
Typisierung ist nicht Uniformierung
wohl aber die Voraussetzung für eine zweckmäßige Großserienbauweise. Zeulenroda-Triebes fertigt künftig vier Grundmodelle, die in 16 verschiedenen Variationen in den Handel gelangen. Wer sieht zum Beispiel den drei doch völlig unterschiedlichen Wohnzimmerschränken vom Typ „Bernd" an, daß sie einem Grundmodell entstammen und dadurch natürlich wesentlich rationeller und preisgünstiger hergestellt werden können. Da kann von uniformen Möbeln wirklich keine Rede mehr sein

Diese Reportage entstand mit Unterstützung der Deutschen Werkstätten Hellerau, Industrieladen Dresden und dem VEB Ostthüringer Möbelwerke Zeulenroda-Triebes

Verändertes Denken –

Alle 100





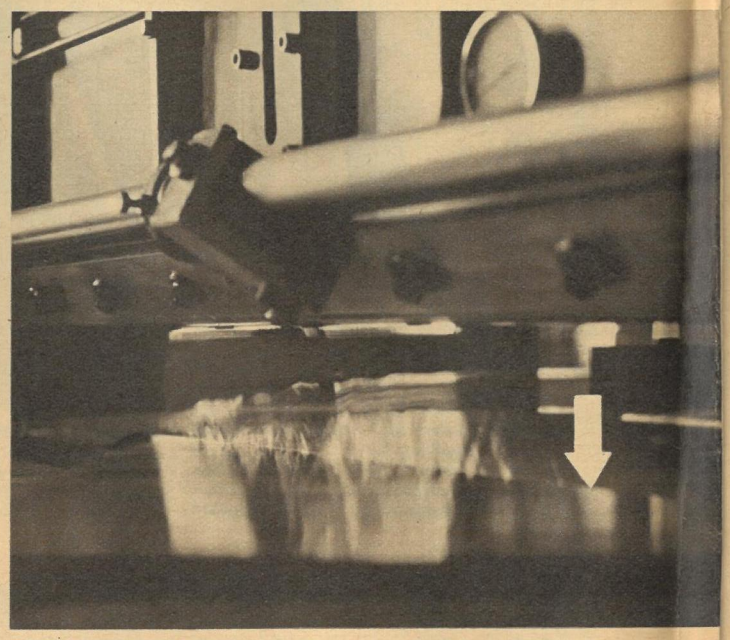
Christa und Lutz, unser Titelbildpaar, haben sich inzwischen für komplettierfähige Einzelmöbel der Deutschen Werkstätten Hellerau entschieden, deren Eleganz und Formschönheit ja weltbekannt sind, von denen es aber leider noch zu wenig gibt. Die Liebhaber Hellerauer Möbel werden deshalb sehr erfreut sein, zu hören, daß in den Dresdner Werken einiges verändert wird. Hellerau bereinigt seine Produktion, gibt kleinere Quoten in Kooperation und spezialisiert sich ganz auf die Großserie, natürlich unter Beibehaltung der spezifischen Hellerauer Note und der ausgezeichneten Qualität. 1965 rollt in Hellerau sogar alle 21 Minuten ein Wohnzimmer von der längsten Taktstraße der DDR. So wie hier verändert sich der Produktionsspiegel unserer gesamten Möbelindustrie, die in wenigen Jahren fast doppelt soviel herstellen wird wie heute. Ergo muß sich doch etwas tun, sagten wir uns, besuchten der DDR größtes Möbelkombinat in Zeulenroda-Triebes, gerieten mitten hinein in die sozialistische Rekonstruktion des Betriebes und berichten hier über unsere Eindrücke

Fotos: Peter jr. (8), Friedemann (3) / Text: Eberhard Kottwitz

So oder so? Möbel sind keine Stapelware und müssen sorgfältig und optisch eindrucksvoll dem Kunden angeboten werden, so wie das im Industrieladen der Deutschen Werkstätten Hellerau in Dresden vorbildlich geschieht. Aber der Spezialhandel muß noch mehr tun. Er sollte neben der individuellen Beratung des Käufers allgemeininteressierende Vorträge über Wohnkultur und Farbabstimmung organisieren. Er muß in allererster Linie geschmackbildend einwirken und nicht nur verkaufsfördernd die Waren „an den Mann bringen"

Der Einsatz von Taktstraßen und modernsten Maschinen und Aggregaten ist unbedingt notwendig, wenn die hohen Ziele der Möbelindustrie erfüllt werden sollen. Aber der Einsatz wird erst dann sinnvoll, zweckmäßig und nutzbringend, wenn man, wie es das Beispiel Zeulenroda-Triebes deutlich zeigt, vom veralteten Werkstattprinzip zur Großserie, vom allesproduzierenden zum spezialisierten Betrieb übergeht. Unsere Fotoserie rechts beweist das

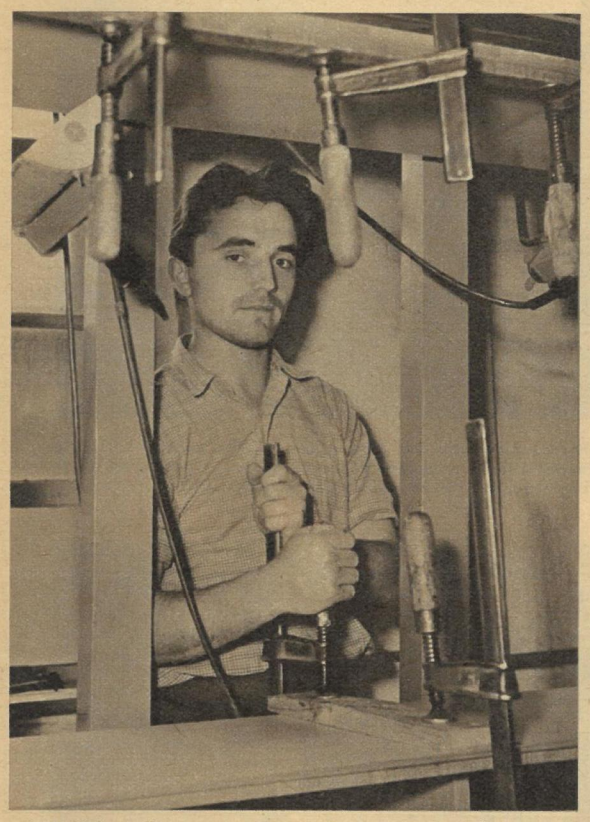
Furnierkleben, eine eintönige, mühsame und ganze Kolonnen von Kleberinnen erfordernde Arbeit wird mechanisiert. Eine Versuchsanlage steht in der Erprobung. Fünf weitere Maschinen werden folgen und eine regelrechte Taktstraße bilden, auf der es möglich ist, alle Furniere auf alle gewünschten Längen und Breiten zu verbinden und so den Bedarf der Serienproduktion zu decken. Handarbeit gibt es künftig nur noch in Ausnahmefällen, die freien Arbeitskräfte können an anderer Stelle eingesetzt werden



Diese Schweizer Lackgießmaschine, deren wichtigstes Detail wir im Bild festhielten, ist hervorragend geeignet, das Produktionstempo zu beschleunigen, bei gleichzeitiger enormer Lackeinsparung (täglich 250 DM). Dabei ist ihr Arbeitsprinzip so einfach. Die zu lackierenden Einzelteile queren einen permanent fließenden Lackfilm (↓) und werden dabei völlig gleichmäßig und ohne die üblichen, beträchtlich hohen Spritzverluste benetzt. Gesundheitsschädigungen durch Lackpartikel treten nicht auf

moderne Technik – Standardisierung – sozialistische Rekonstruktion ermöglichen:

Minuten ein Wohnzimmer



Sozialistische Rekonstruktion bedeutet in erster Linie Arbeit mit den Menschen, ist ein Umformen, verlangt ein neues, höheres Denken und ist erst sekundär eine technologische Angelegenheit. Dieses Umstellen ging nicht ohne Kampf ab, aber er endete siegreich. Harry Freund, Brigadier eines sozialistischen Kollektivs, ist heute mit seinen Männern stolz darauf, daß gerade seine Brigade damit begann, auf alle ihre Arbeiten 18 Monate Garantie zu gewähren. Ein Beispiel, das die gesamte Möbelindustrie diskutieren sollte

In Zeulenroda-Triebes schon vorhandene Taktstraßen werden sich in nächster Zeit auf Wanderschaft begeben. Die Betriebsteile spezialisieren sich, übernehmen Teilefertigung und Zulieferarbeit, während anderseits eine komplette Montage entsteht. Mit dieser sozialistischen Rekonstruktion ihres Betriebes geben die Thüringer auch vielen anderen Industriezweigen ein hervorragendes Beispiel

Ein Tausendsassa ist dieser Maschinengigant, Doppelendprofiler genannt. Er schneidet, falzt, nutet, dübelt, hülst, bohrt und macht „Ecken rund". Weit über 100 widiagehärtete Werkzeuge gehören dazu. Beim Einsatz solcher universeller Aggregate führt die Spezialisierung eines Betriebes aber nur dann zur höchsten Wirtschaftlichkeit, wenn das in der Produktion befindliche Sortiment in seinen Einzelteilen und Baugruppen, das heißt in seinem konstruktiven Aufbau, über einen relativ langen Zeitraum beibehalten wird. So erhebt sich die Forderung nach einem Zentralen Arbeitskreis Möbel, der alle Grundsatzfragen in puncto Standardisierung, Typisierung und Kooperation entscheidet. — Christa und Lutz sind versorgt. Unser Besuch in Zeulenroda-Triebes gab uns die Gewißheit, daß in kürzester Zeit alle Einrichtungsfreudigen „ihre" Möbel bekommen werden

Kameras aus Dresden auf Reise. Im Zentrum der Hansestadt Hamburg erweckte der Werbezug des VEB Kino- und Kamerawerke Dresden Aufmerksamkeit, der weltbekannte Spiegelreflexkameras, Kleinbildkameras, Schmalfilmgeräte, Vergrößerungsapparate und Projektionsgeräte eine Woche lang in Hamburg zur Schau stellte. Auch auf einer internationalen Fotoausstellung in England, die ebenfalls von unserer Fotoindustrie beschickt wurde, fanden Kameras aus Dresden (Bild rechts eine Penti) starke Beachtung

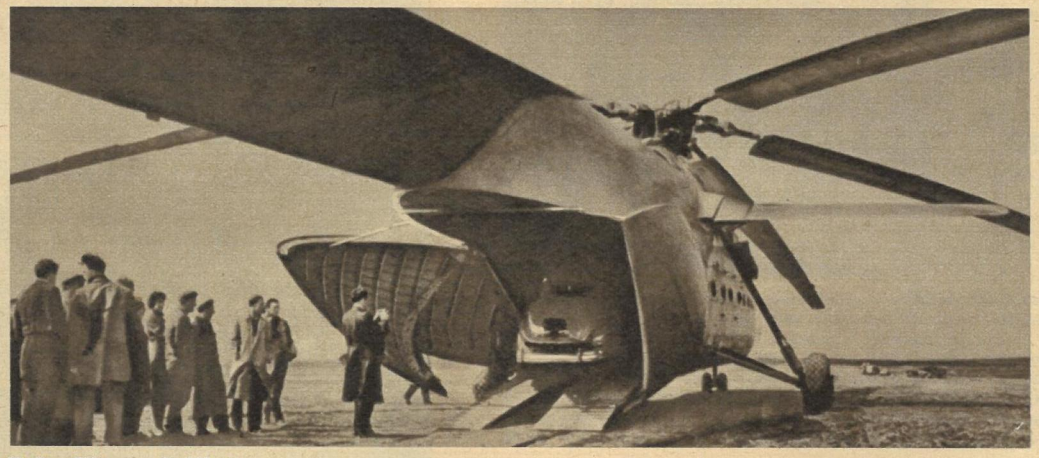
Klein hat Rosemarie Nitribitt angefangen. In dem zur Zeit in unseren Filmtheatern laufenden Film „Das Mädchen Rosemarie" verkörpert sie Nadja Tiller

Groß. Wer möchte dieses Riesensaxophon blasen? Es war auf der Musikinstrumentenschau zu sehen, die in den Tagen des „Prager Frühlings" in der Moldaumetropole stattfand

Waffen kehrten heim. Ein besonderes Ereignis feierten die Einwohner der thüringischen Waffenstadt Suhl: Aus der Sowjetunion kehrten 144 vor dem Verlust bewahrte wertvolle Waffen in das Heimatmuseum zurück. Als einer der ersten Gäste besichtigte der sowjetische Kommandant Major Tokarew den ersten Teil der von der Sowjetunion geretteten Sammlung

Alt. Auf 500 Jahre schätzt man dieses Boot, das bei Bauarbeiten in Hamburg gefunden wurde. Es ist, aus einem Eichenstamm geschlagen, 5,80 m lang, 1 m breit

Neu ist diese Frisur, die auf einer Londoner Frisurenschau zu sehen war. Ihr Schöpfer, ein „wahrer Meister" seines Fachs, nannte seine vielbewunderte Leistung einfach „Tropical"



Rekordflüge mit MI-6. Mit einem Turboprop-Hubschrauber MI-6, der fünf Tonnen Last an Bord hatte, verbesserten sowjetische Piloten unter Leitung von Chefpilot Browzew den Weltrekord des Amerikaners Anderson. Sie erreichten eine Höhe von 5500 Metern! Die Besatzung, unter Befehl von R. Kaprelian, die wenige Stunden später mit der gleichen MI-6 und zehn Tonnen Fracht an Bord startete, erreichte fast 5000 Meter. Das ist ebenfalls ein neuer Weltrekord für die Sowjetunion!

Nürnberg gegen Atombomben. Genau wie in Dortmund, Gießen und in anderen westzonalen Städten protestierten auch die Einwohner von Nürnberg gegen die Stationierung eines amerikanischen Atomkanonen-Bataillons. Ein Autokorso, der im Schrittempo die Südkaserne passierte, führte unmißverständliche Losungen mit sich. Die Nürnberger forderten bei dieser Gelegenheit gleichzeitig auch die in Genf tagenden Außenminister auf, den Abschluß eines Friedensvertrages mit beiden deutschen Staaten vorzubereiten

Fotos: Steffen (3), Zentralbild (3), ČTK, Sowjetunion, HO-Bild

ZEIT IM BILD

WIR ENTDECKEN DEN ERDBALL

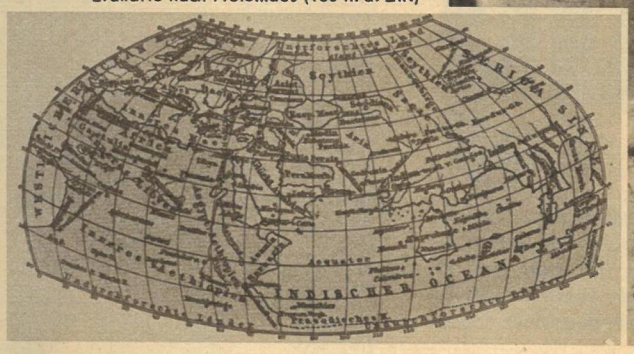
Bildfolge von Adelhelm Dietzel

5

Aus der Vielfalt von Beobachtungen und Kenntnissen, die bei kühnen Seefahrten, während ausgedehnter Kriegszüge oder auf den Reisen wagemutiger Händler gesammelt wurden, setzte sich das Erdbild des Altertums, das schon alle Kulturvölker jener Zeit umfaßte, zusammen. Nachdem griechische Philosophen bereits im 4. Jahrhundert v. u. Z. davon überzeugt waren, daß die Erde keine flache, vom Ozean umflossene Scheibe, sondern eine Kugel sei, stellte wenige Jahrzehnte später Eratosthenes seine ersten Berechnungen des Erdumfangs an. Dieses Wissen um unseren Planeten ist von den Griechen schon seit dem 6. Jahrhundert v. u. Z. auf Karten festgelegt worden. Ein Höhepunkt der geographischen Kenntnisse des Altertums wurde etwa 200 Jahre nach der Zeitenwende erreicht, als Ptolemäus, ein alexandrinischer Gelehrter, System in seine Kartographie brachte und zur Ortsbestimmung geographische Breite und Länge festlegte.

Der Verfall der Kultur der Antike in der Folgezeit erstreckte sich auch auf diese Wissenschaft. Viele Schriften früherer Geographen gingen verloren, gerieten in Vergessenheit oder wurden bekämpft. Die Bibel, als die Grundlage der neuen christlichen Bildung, lehrte ein anderes, ein unwissenschaftliches Weltbild. Sie verleugnete die Kugelgestalt der Erde. So wurde der geographische Gesichtskreis beengt und erfuhr über ein Jahrtausend lang, bis ins 15. Jahrhundert hinein, kaum eine wesentliche Erweiterung.

Erdkarte nach Ptolemäus (180 n. d. Zw.)



JURIJ BREŽAN

Die alte Jantschowa spricht

Es waren wieder Wahlen im Lande. Im Wirtshaus fand eine Versammlung statt; die Rede sollte der Pächter halten.

Der Wirtshaussaal war fast voll, weil die Gutsarbeiter und -angestellten die Teilnahme an der Versammlung als Überstunden bezahlt bekamen. Außerdem war der Kaufmann da mit allen, die von ihm Lohn erhielten, der Kantor und der Schneider Wosol, der für sein Leben gern Uniformen schneiderte.

Der Pächter sprach ziemlich lange von „Bonzenrepublik", „eisernen Besen", „nationaler Ehre", „Vaterland" und ähnlichem, wozu der Kantor, der Kaufmann, der Schneider und einige der Rittergutsleute laut klatschten.

Die Jantschowa verstand nicht sehr viel von der ganzen Rede. Aber eines wußte sie aus langer Erfahrung: Wenn die Reichen so lange und so freundlich zu Arbeitern reden, bereiten sie Schlimmeres vor, als wenn sie schimpfen, schreien oder drohen.

Keiner der Gutsarbeiter wagte etwas zu erwidern, als gefragt wurde, ob noch jemand sprechen wolle.

Deswegen stand die Jantschowa auf, lächelte die Arbeiter teils verlegen, teils zutraulich an und begann: „Ich kann ja nicht so gut reden wie der Herr Pachtmann. Ich bin eben bloß die alte Jantschowa, und der Herr Pachtmann weiß viel mehr als ich. Ich weiß bloß, daß Herrenfreundlichkeit so lange dauert wie Schnee zu Pfingsten. Und daß der, der den Herren Dornen aus dem Hintern zieht, den Stock dafür bekommt.

Ich weiß ja, daß man sich die Zunge verbrennt, wenn man Herren die Wahrheit sagt", fuhr die Frau tapfer fort, ohne auf die Einwürfe zu achten. „Ich will bloß noch sagen, daß der Herr Pachtmann so viel vom Vaterland geredet hat. Bloß, der Herr Pachtmann hat ein anderes Vaterland als wir. Das Vaterland der Reichen ist der Gendarm für die Armen."

„Aufhören, aufhören!" schrie der Schneidermeister.

„Ruhe", zischte der Gutsschmied den Schneider an, daß der fast vom Stuhl fiel.

Der Pächter kaute unentschlossen an seinem Schnurrbart und überlegte angestrengt: Ist es besser, daß ich die Alte quasseln lasse oder daß ich ihr das Maul verbiete . . .

„Rede nur weiter, Marja!" verlangten jetzt die Arbeiter, ohne die Entscheidung des Pächters abzuwarten.

Die Jantschowa ließ sich nicht vergeblich bitten. „Und dann hat der Herr Pachtmann so viel von Ehre gesprochen", hier fiel die Alte auf einmal aus ihrem mühsam holprigen Deutsch ins vertraute Sorbisch. Obzwar der Kaufmann, der Kantor und auch der Pächter gut Sorbisch verstanden (untereinander gebrauchten sie allerdings nicht die Sprache der Bauern und Arbeiter), empfanden alle, daß die Jantschowa jetzt nur noch für die Arbeiter sprach. „Ich weiß ja nicht, was seine Ehre ist. Ich weiß eben bloß, was Hunger ist. Davon hat aber der Pachtmann nichts gesagt, weil er Hunger nicht kennt. Ich weiß auch, was Frieren ist. Der Herr Pachtmann weiß bloß, wie er armen Leuten Holz wegnehmen kann. Und ein Beil für fünf Mark. Und neun Mark von der Rente, wo ich bloß siebzehn Mark kriege!"

Hier klingelte der Pächter mit der Glocke und schrie: „Ich entziehe Ihnen das Wort!" Das machte aber keinen Eindruck auf die Jantschowa.

„Wenn wir vom Hunger reden und vom Frieren und vom Unrecht, dann verbieten sie uns den Mund", sprach sie weiter.

Der Pachtmann erhob sich und verkündete: „Die Versammlung ist geschlossen!"

Einen Augenblick schaute die Alte verblüfft zu, wie alle aufstanden, um heimzugehen. Aber sie hatte noch etwas auf dem Herzen. „Es gibt viel mehr arme Leute als Reiche. Die können uns nicht den Mund verbieten!" rief sie, während der Pächter und die andern Dorfreichen schon an der Saaltüre waren und die Arbeiter noch vor ihren Stühlen standen.

Dann meinte der eine oder der andere noch: „Donnerwetter, Marja — du hast geredet wie ein Pfarrer!"

Oder: „Dich werden wir in den Reichstag wählen, Marja!" Da lachten alle, und dann tranken sie ihren Schnaps und gingen in Trüppchen nach Hause.

Keiner von ihnen aber dachte an das, was der Kaufmann aussprach, als er auf dem Heimweg zum Kantor sagte: „Das alte Luder hat uns die Versammlung geschmissen! Nicht einen Pfennig Kredit kriegt sie mehr bei mir!"

Wochenlang erzählten sich die Leute von dieser Versammlung und stritten darüber, ob die alte Jantschowa recht gehabt hätte mit dem, was sie von „Ehre" und „Vaterland" gesagt hatte. Es gab ja genug im Dorf, die Zeit zum Streiten hatten. Fast die Hälfte der Männer und die meisten jungen Burschen waren arbeitslos und hörten auf den Stempelstellen in der Stadt manches, was gar nicht so weit entfernt von den Worten der alten Jantschowa war.

Am Abend des Wahltages stellte es sich heraus, daß die holprigen Sätze der alten Frau stärker gewesen waren als die wohlgesetzte Rede des Pächters: Zum ersten Male in der Geschichte stimmte die Mehrheit der Gemeinde für die Linken.

Aus „Auf dem Rain wächst Korn", erschienen im Verlag Volk und Welt

Gut gegeben

Im Jahre 1916 wurde das berühmte „Ballett" des französischen Impressionisten Edgar Degas in Paris versteigert. Das Gemälde brachte fast eine halbe Million Franken. Der Künstler selbst hatte seinerzeit kümmerliche vierhundert Franken dafür bekommen.

„Ein guter Preis", sagte der damals zweiundachtzigjährige Degas anerkennend, als er von dem hohen Betrag hörte. Und als man, erstaunt über soviel Gelassenheit, ihn fragte, ob es ihn denn nicht tief verletze, daß er, als der Schöpfer des Werkes, sich mit einer so lächerlich geringen Summe habe begnügen müssen, wehrte er resigniert ab: „Den Rennpferden ergeht es doch auch nicht anders. Der Stall bekommt den Preis, das Pferd den Hafer."

Der Chemiker Justus Liebig propagierte eifrig eine Umstellung in der Ernährung des Rindviehs. In einer landwirtschaftlichen Kreisversammlung deswegen heftig angegriffen, hielt er eine feurige Rede, die er mit den Worten schloß: „Es gibt zum Glück noch Ochsen, die meine Vorschläge zu schätzen wissen!"

Der Wiener Hautspezialist Professor Neumann war um schlagfertige Antworten selten verlegen. Einst hatte ihn eine äußerlich sehr reizvolle Dame besucht und ihm einen ziemlich fortgeschrittenen Abszeß über dem Knie gezeigt. Neumann untersuchte kurz, murmelte etwas und holte das Operationsmesser.

Als die junge Dame das blinkende Instrument erblickte, schrie sie entsetzt auf: „Müssen Sie wirklich schneiden, Herr Professor?"

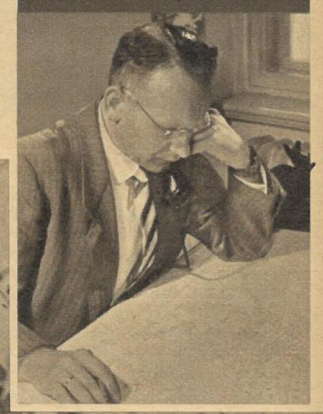
„Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht", erwiderte Neumann kurz.

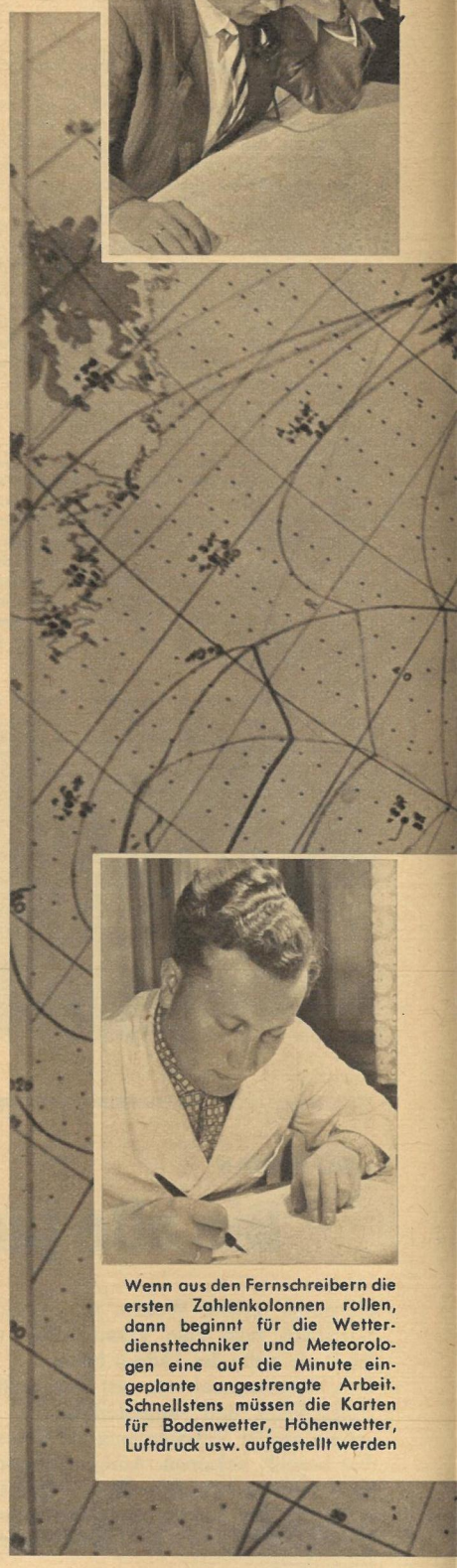
„Aber wird man denn die Narbe nicht sehen?"

„Das hängt von Ihnen ab, mein Fräulein", meinte trocken der Arzt.

Morgen heiter bis wolkig

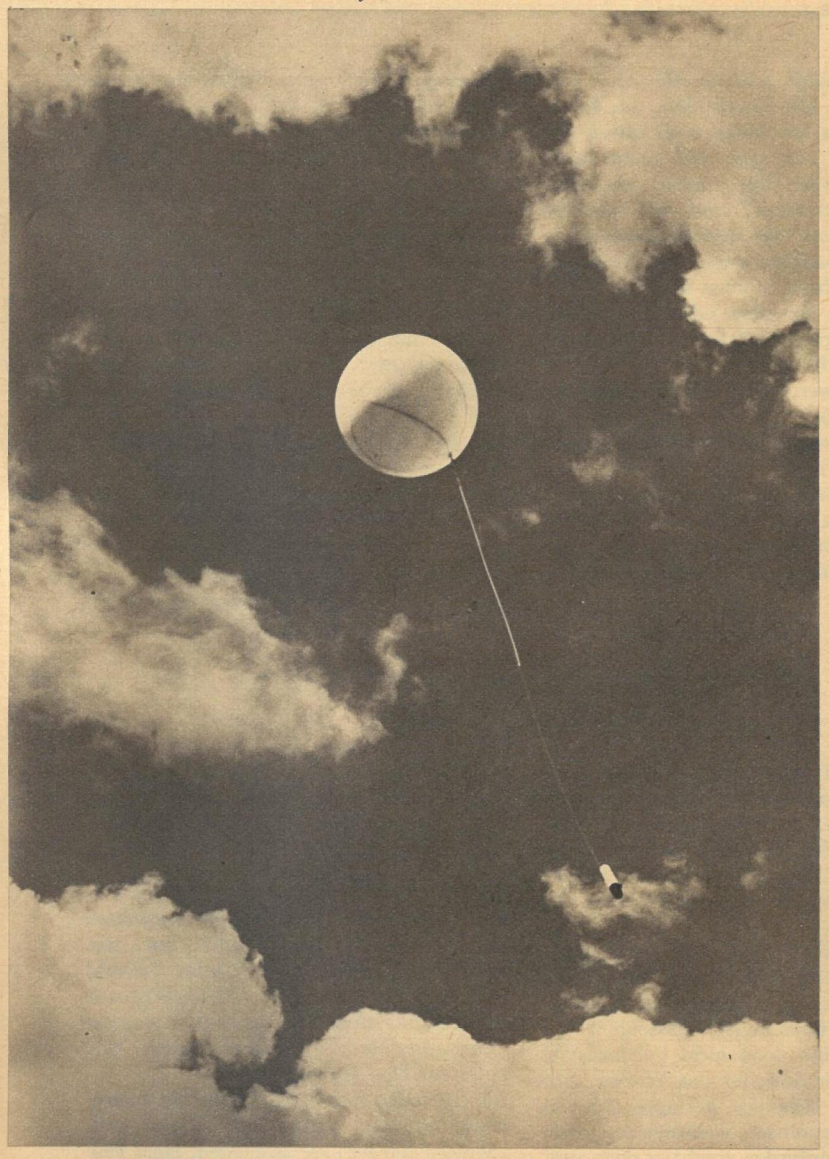
DRESDEN



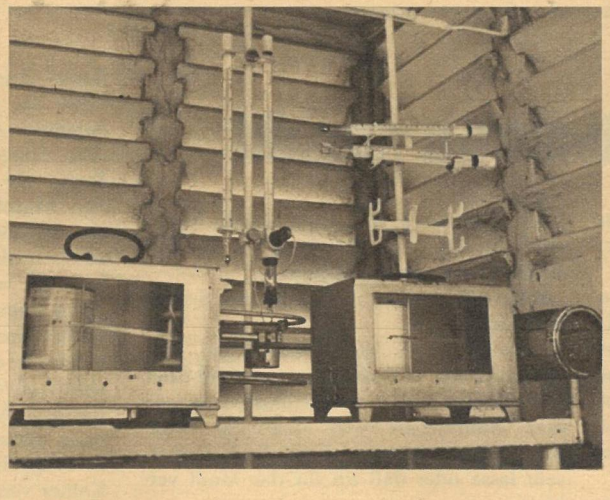


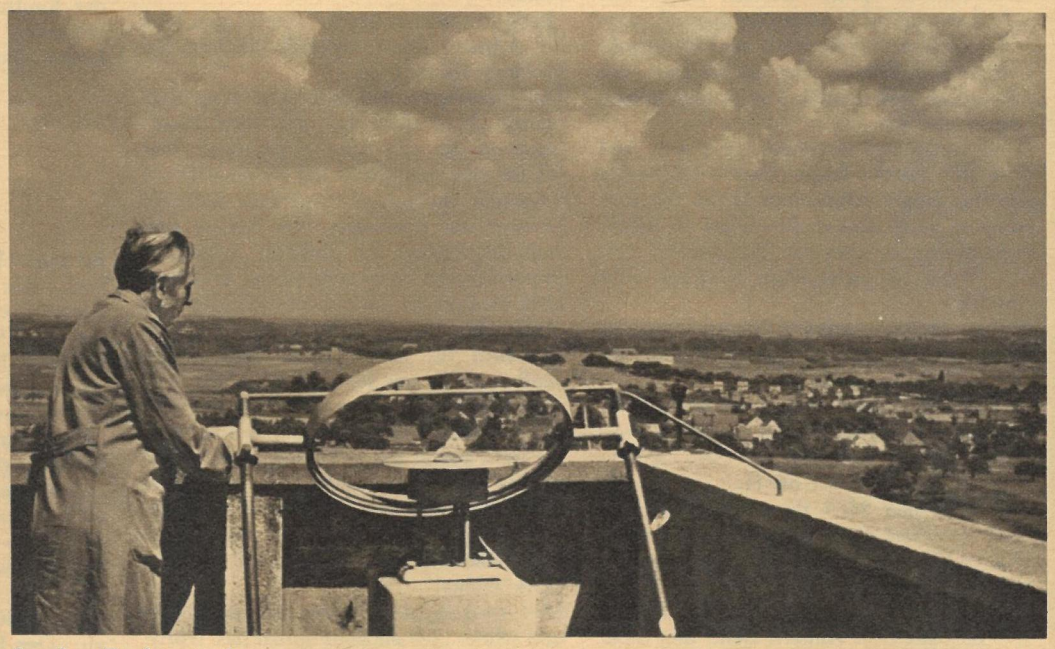
ZB-Reporter W. Rödel und F. Irmgard besuchten die „Wetterfrösche" – Wie entsteht die Wettervorhersage? Kann man das Wetter exakt vorausberechnen? – Wie oft irren sich die Meteorologen? Diese und andere Fragen beantwortete Dr. Wehner vom Meteorologischen und Hydrologischen Dienst.

Wenn aus den Fernschreibern die ersten Zahlenkolonnen rollen, dann beginnt für die Wetterdiensttechniker und Meteorologen eine auf die Minute eingeplante angestrengte Arbeit. Schnellstens müssen die Karten für Bodenwetter, Höhenwetter, Luftdruck usw. aufgestellt werden

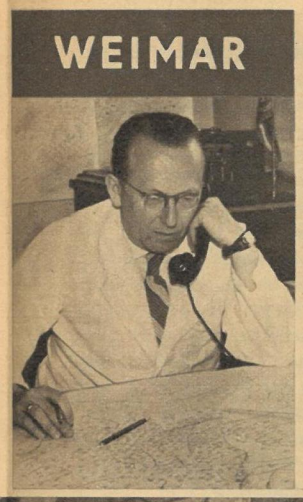


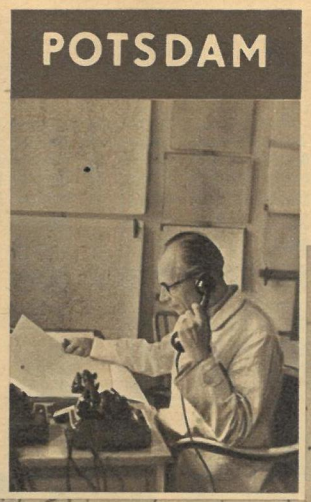
An rund 420 Radiosonden-Aufstiegsstellen und 7000 Bodenstationen auf dem gesamten Erdball stellen Beobachter des Wetterdienstes Tag und Nacht zu international einheitlich festgelegten Zeiten das Wettergeschehen fest und geben ihre Beobachtungen auf Fernschreib- und Funkverbindungen allen anderen Wetterdienststellen bekannt. Zweimal innerhalb 24 Stunden werden von den Radiosonden-Aufstiegsstellen Ballons mit den Sonden aufgelassen, die ihre Meßdaten aus der Atmosphäre über Druck, Temperatur und Feuchte durch Kurzwellen selbsttätig zum Boden funken und deren Flugweg mit Radar beobachtet wird, um Aufschluß über Richtung und Stärke der Höhenwinde zu erhalten. Die Ballons erreichen Höhen bis zu 30 Kilometer. Die Sonden sinken an Fallschirmen zu Boden



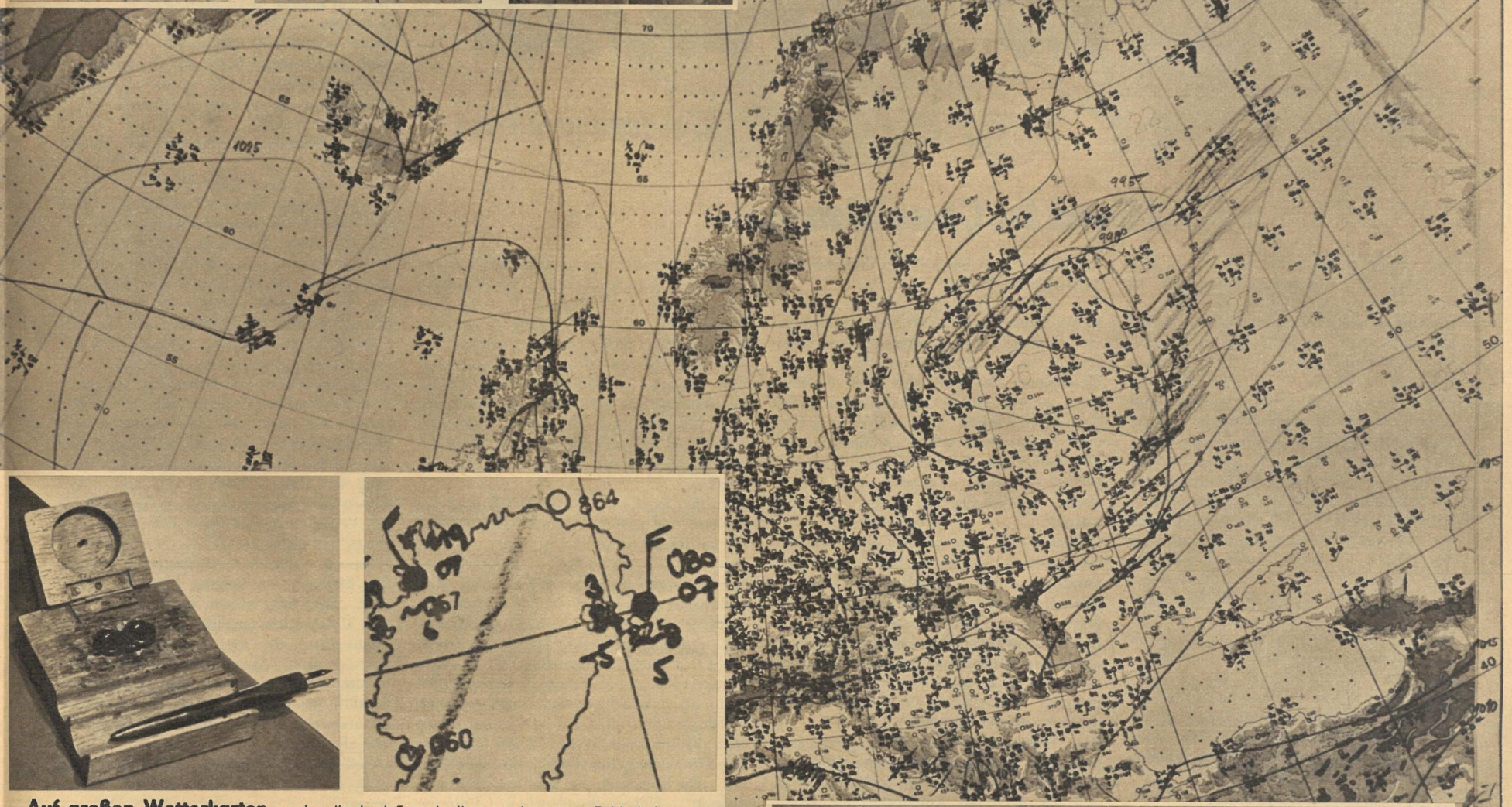


An den Bodenstationen werden 16- bis 24mal innerhalb von 24 Stunden genaue Messungen der Wetterverhältnisse, wie Bewölkung, Sicht, Wind, Luftdruck, Luftfeuchtigkeit, Temperatur usw., vorgenommen (oben die Thermometerhütte). Sofort nach Beendigung der Beobachtungen, Messungen und Radiosonden-Meldungen werden die Ergebnisse nach einem internationalen Schema in Zahlenkolonnen verschlüsselt (siehe Unterlage der Überschrift) und über Fernsprechverbindungen oder als bevorzugt beförderte Telegramme an die Wetterdienstzentralen gegeben. Diese sammeln die Ergebnisse aller in ihrem Bereich liegenden Beobachtungsstationen und geben sie an die Zentralen aller anderen Länder weiter. So funkt die Zentrale der DDR Potsdam zum Beispiel nach Westen über Frankfurt am Main, Paris, London nach New York und nach dem Osten über Warschau, Moskau, Neu-Delhi, Tokio wieder nach New York. Auf demselben Wege empfängt Potsdam natürlich auch die Nachrichten der anderen Zentralen und ihrer Dienststellen und leitet sie an alle Wetterdienststellen der Republik weiter





Konferenz der Meteorologen. Mehrfach am Tage werden die Meteorologen vom Dienst in den Wetterdienststellen Dresden, Leipzig, Weimar, Potsdam auf wetterdiensteigenen Leitungen zu einem Konferenzgespräch verbunden. Bei diesem Gespräch tauschen sie gegenseitig die Analyse aus, die sie aus den in den letzten Stunden eingegangenen Beobachtungswerten gezogen haben, besprechen die Wetterlage, ziehen eine gemeinsame Diagnose des Wettergeschehens und stimmen ihre Prognose für das zukünftige Wetter aufeinander ab. Von der Hauptwetterdienststelle Potsdam aus geht diese Prognose dann an den Rundfunk. Aber auch die Wetterdienststellen in der Republik haben ihren festen Abnehmerkreis. Zum Beispiel die am Ort erscheinenden Tageszeitungen, die Abonnenten des Wirtschaftswetterdienstes, Groß- und Kleinbetriebe, die vor aufkommenden Witterungserscheinungen gewarnt werden wollen, wie die Landwirtschaft bei Bodenfrost, die Bauindustrie bei zu erwartenden Stürmen, der Verkehr bei Glatteis usw.



Auf großen Wetterkarten werden die durch Fernschreiber angekommenen Zahlenkolonnen nach einem international gültigen Schema eingetragen. Um jede Station wird vom Wetterdiensttechniker die ihr zugehörige Meldung eingetragen. Zu diesem Zweck benützt er einen Spezialfederhalter mit zwei Federn und ein zweiteiliges Tintenfaß mit roter und schwarzer Tusche. Denn je nach dem gemeldeten Wert müssen die Ziffern rot oder schwarz eingetragen werden. Der Techniker hat keine Zeit, laufend den Federhalter zu wechseln, da im Nebenzimmer schon der Meteorologe vom Dienst wartet, der anhand der Wetterkarte die Analyse des zur Zeit herrschenden Wetters vornehmen will. Welche Arbeit der Wetterdiensttechniker binnen kurzer Zeit, im Höchstfall 4 Stunden, zu bewältigen hat, erkennt man daran, daß er bei einer einzigen Wetterkarte rund 20000 Ziffern zu übertragen bzw. in Symbole umzusetzen hat

Die Meteorologen sind an allem schuld. Kaum eine wissenschaftliche Disziplin steht so im Blickpunkt des öffentlichen Interesses und der öffentlichen Kritik wie gerade die Meteorologie. Dabei ist sie die meistbenachteiligte von allen, denn sie kann weder mit Experimenten arbeiten, noch exakte Vorausberechnungen anstellen. Die vielerlei Faktoren, die von den höchsten Schichten der Atmosphäre bis hinunter zum Erdboden auf das Wetter einwirken, lassen sich wohl in Gleichungen fassen, sie aber auszurechnen, würde einen Rechner Hunderte von Jahren beanspruchen. In neuerer Zeit sind nun Versuche mit elektronischen Rechenmaschinen angestellt worden, die die vielen Tausende und aber Tausende Gleichungen, die sich aus dem bestehenden Wetter ergeben, zwar unter vereinfachten Voraussetzungen lösen, ohne jedoch zu einem wesentlich besseren Ergebnis zu kommen. Wie aber bestimmt der Meteorologe das Wetter voraus? Physikalische Kenntnisse und Erfahrungswerte sind das Lösungswort. Auf Grund seiner physikalischen Kenntnisse und der bisher in der Meteorologie gesammelten Erfahrungen kann er anhand der ihm vorliegenden und von den Wetterdiensttechnikern gezeichneten Wetterkarten sagen, wie der vorhandene atmosphärische Zustand sich in den nächsten Stunden verändern könnte, wobei die Betonung auf könnte liegt. Denn immer wieder lassen sich bei diesem sogenannten synoptischen Verfahren Irrtümer und Fehler nicht vermeiden. Schon Änderungen der Windrichtungen von wenigen Graden können plötzlich dazu führen, daß eine Kaltluftmasse sprungartig vorrückt und die gesamte Wetterlage verändert. Wenn die Meteorologen trotz alledem mit 85prozentiger Sicherheit das Wetter voraussagen, dann sollte man ob der restlichen 15 Prozent nichtzutreffender Voraussagen keine Steine in die Fenster der meteorologischen Stationen werfen, sondern viel eher die mannigfaltigen Schwierigkeiten ihrer vielseitigen Arbeit würdigen

Januar — 31 Tage

Sonntag		4	11	18	25
Montag		5	12	19	26
Dienstag		6	13	20	27
Mittwoch		7	14	21	28
Donnerstag	1	8	15	22	29
Freitag	2	9	16	23	30
Sonnabend	3	10	17	24	31

Die Sonne ist im Steinbock und tritt den 21. in das Zeichen des Wassermanns.

Die Tage werden länger
1 Stunde 16 Minuten.

Wettervorhersage

Ist nicht aufgezeichnet worden, vermutlich aber ist er trocken und ziemlich kalt, doch nicht gar zu kalt.

Monatsspruch

Jahre ziehen herauf und Jahre rauschen vorüber, in den unendlichen Strom tauchen sie alle hinab: Nütze die Gegenwart aus! Das eine nur ist dein eigen, was in des Augenblicks Gunst du mit Bewußtsein ergreifst.

Bauernregel

Januar muß vor Kälte knacken,
wenn die Ernte gut soll sacken.

2

Der Aberglaube reicht bei der Wettervorhersage vom Mondeinfluß bis zum Hundertjährigen Kalender, der aus Aufzeichnungen des Zisterzienser-Abtes Knauer über das Wetter entstand. Daß der Hundertjährige Kalender ein reines Geschäft ist, sieht man daran, daß der westdeutsche Verleger, der ihn jährlich aufs neue verlegt, selbst wissenschaftlich die Unwissenschaftlichkeit des Hundertjährigen Kalenders nachwies

Bademantel oder Regenschirm? Ein Anruf beim Kundendienst der Deutschen Post genügt, und die Wettervorhersage schnurrt vom Tonband. Aber auch Tageszeitung und Rundfunk sind ohne Wettervorhersage nicht mehr zu denken. Wenn die Vorhersage aber mal nicht stimmt, sollte man nicht vergessen, daß sie schon 16 bis 24 Stunden vor der Veröffentlichung in der Tagespresse aufgestellt wurde und in der Zwischenzeit schon lange überholt sein kann

Wie der PROFIT es befahl

VON JOACHIM GOLL

Mord in Casablanca

Wer Monsieur Jacques M ... vor dem 1. März 1957 vorausgesagt hätte, daß auf seine Geldwechselstube in der Rue du Faubourg Montmartre einmal ein Raubüberfall verübt werden würde, den hätte M ... glattweg für verrückt erklärt. Schließlich gab es in Paris Unternehmen, bei denen ein tollkühner Raubüberfall weit reichere Beute versprach als seine bescheidene Wechselstube. „Und im übrigen, mein Lieber", hätte Jacques M ... noch hinzugefügt, „wenn Sie düsterer Wahrsager an einen gewöhnlichen Einbruch denken sollten, bitte, sehen Sie sich die Rollgitter vor der Tür und den Fenstern an! Erstklassige Ausführung — bestes Material! Für den Fall aber, daß Sie noch nicht einmal das überzeugt, möchte ich nur auf meine Alarmeinrichtung hinweisen. Ich selbst verfüge über eine Pistole. Belgisches Fabrikat, mit perlmutteingelegtem Griff. Ein entzückendes Stück und absolut zuverlässig. Allerdings, mein Bester, ich hoffe nicht, daß ich jemals in die Verlegenheit geraten werde, den Abzug betätigen zu müssen. Und wenn doch — — nun, ich besitze selbstverständlich einen Waffenschein."

Das alles hätte Monsieur M ... mit einem sicheren, überlegenen Lächeln von sich gegeben, obwohl allein schon der Gedanke, einmal im Ernstfall zur Waffe greifen zu müssen, ihm kalte Schauer im Rücken erzeugte. Er war im Grunde ein durchaus friedfertiger Mensch, der es liebte, pünktlich Feierabend zu machen und sich in Muße seiner feierabendlichen Lieblingslektüre, den Polizeiberichten, und anderen einschlägigen Veröffentlichungen zu widmen. Dank dieser Lektüre wußte er natürlich nur zu genau, daß weder eiserne Fenster- und Türgitter noch die beste Alarmeinrichtung oder die solideste belgische Pistole eine unüberwindliche Sicherung darstellten. In Paris wurden täglich Einbrüche und andere Verbrechen begangen, unter denen sich auch solche befanden, die den wohldurchdachten Sicherungsmaßnahmen zufolge eigentlich gar nicht hätten gelingen dürfen.

Aber Monsieur M ... glaubte dennoch unerschütterlich an die Vollkommenheit seiner Sicherungseinrichtungen, obwohl er vernunftmäßig davon weit weniger überzeugt war. „Wenn man sich in dieser unsicheren Zeit nicht wenigstens die Illusion der Sicherheit schaffen würde", pflegte er seiner Frau gegenüber gelegentlich zu äußern, „könnte man ja gleich ins Irrenhaus gehen. Im übrigen, meine Liebe, gibt es heutzutage kaum einen Fall, der nicht aufgeklärt wird." Diesen letzten Satz fügte er bei, um seine Frau zu beruhigen. Er wußte es allerdings besser. Als gründlichem Leser der Polizeiberichte blieb es ihm nicht verborgen, daß es durchaus Fälle gab, die seit langem unaufgeklärt in den Aktenschränken der Kriminalpolizei schmorten. Ja, es gab sogar Fälle, über die die Zeit hatte Gras wachsen lassen. Monsieur M ... hatte diese Fälle fast ebensogut im Kopfe wie seine Wechselkurse. Er brauchte nur das entsprechende Kästchen seiner Gehirnkartei zu öffnen, um Namen und Vorkommnisse dem Dunkel der Vergessenheit entsteigen zu lassen.

Der Mordfall Lemaigre-Dubreuil nahm in seiner Gehirnkartei einen besonderen Platz ein. Vielleicht der exotischen Umgebung wegen, in der er sich zugetragen hatte: Casablanca! Vielleicht aber auch der Meinung wegen, die im Zusammenhang mit der ergebnislosen Untersuchung damals von verschiedenen Seiten geäußert wurde: Die Aufklärung des Falles würde aus politischen Gründen vermieden, weil prominente Persönlichkeiten darin verwickelt wären!

Monsieur M ... interessierte sich für Politik nur insoweit, als sie es ihm ermöglichte, ungestört seinen Geschäften nachzugehen. Aber eine solche Meinung konnte er nicht gelten lassen. Der Gedanke, daß es eine Reihe ungeklärter Kriminalfälle gab, war schon unangenehm genug. Da durfte man sich nicht auch noch mit der Vorstellung belasten, daß gewisse Verbrechen wohlweislich vertuscht wurden.

Wer Monsieur Jacques M ... geweissagt hätte, daß er einmal selbst ein solcher unaufgeklärter, wohlweislich vertuschter Fall und gar noch ein Anhängsel der Mordaffäre Lemaigre-Dubreuil sein würde, dem hätte er wahrscheinlich nur mit einem mitleidigen Lächeln geantwortet und die Empfehlung gegeben, einen Psychiater zu konsultieren. Dieser Gedanke war ja auch zu absurd! —

Doch am 1. März 1957 wurden alle Argumente und Illusionen des Monsieurs M ... ad absurdum geführt durch einen Raubüberfall am hellichten Tage: Ein harmlos aussehender Mann betritt die Wechselstube in der Rue du Faubourg Montmartre. Aber statt der Brieftasche zückt er einen Revolver und schießt Monsieur Jacques M ... nieder, ehe dieser überhaupt an seine belgische Pistole mit dem entzückenden Perlmuttgriff denken kann. Dann rafft der Räuber einige Bündel Banknoten an sich und will das Weite suchen. Daran wird er jedoch von einigen beherzten, durch die Schüsse alarmierten Straßenpassanten gehindert, die den Raubmörder der Polizei übergeben.

Mit diesem Tage scheidet Monsieur M ... aus dem Geschehen aus, in das er rein zufällig mit so tragischem Ausgang verwickelt wurde. Die Presse widmete dem Raubüberfall in der Rue du Faubourg Montmartre zunächst die übliche sensationelle Beachtung. Als aber keine Zeile mehr aus der Sache herauszuschinden war, wurde es still darum.

„Ich wollte nach Südamerika fliehen!"

Untersuchungsrichter Laroque klappte aufseufzend die Akte zu und lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück. Er starrte nachdenklich auf eine Fliege, die sich auf dem schwarzen Marmorgriff des Brieföffners mit den Vorderfüßen eifrig die großen Facettenaugen putzte, und wog die Akte in der Hand. Das Gewicht war unerheblich. In dem für einen umfangreichen Vorgang gedachten Deckel befanden sich nur wenige Blatt Papier: Polizeibericht über die Tat, Personalien des Täters, einige Zeugenaussagen. Mager, mager, dachte Laroque, ließ mißmutig die Akte sinken und begann mit den Fingern auf dem graugrünen Deckel zu trommeln, so daß die Fliege erschreckt ihre Körperpflege unterbrach und sich schleunigst auf der messingnen Gardinenstange über dem Fenster in Sicherheit brachte.

Laroque seufzte noch einmal. Es war wie verhext. Nie bekam er einen Fall, aus dem einmal etwas zu machen gewesen wäre. Er war zwar nicht sonderlich ehrgeizig, aber ein bißchen vorankommen wollte er doch. Wer wollte das nicht? Und dem Vorankommen wäre es nur dienlich, wenn er endlich einmal eine richtige Presse bekäme. So vielleicht: „Untersuchungsrichter M. Laroque entwirrt Rauschgiftschmuggel." Rauschgift? Nein, nein, da hängen erfahrungsgemäß zu mächtige Leute drin. An so was verbrennt man sich nur zu leicht die Finger. Eine saftige Devisenangelegenheit wäre schon besser. „Devisenschiebung größten Stils aufgedeckt! Untersuchungsrichter Laroque überführt die Schuldigen!" Gut müßte sich das machen, wenn die Zeitungsjungen das auf den Boulevards ausriefen! Aber Devisen? Auch nicht das richtige. Das riecht ja geradezu nach Prominenz. Also lieber nicht. Nein, nein, bescheiden muß man sein. Was er braucht, das ist ein handfestes Verbrechen, ein Bankraub oder ein Mord.

Hier, dieser Raubmord in der Rue du Faubourg Montmartre wäre vielleicht das richtige gewesen, wenn er ihn sofort in die Hand bekommen hätte. Aber nach einem Jahr gibt die Sache kaum noch etwas her. Wer diese Geschichte nur wieder verbockt und ein Jahr liegengelassen hat! Jetzt darf er den Kehricht wegräumen!

Laroque seufzte erneut. Er haderte mit seinem Geschick. Aber was half's. Da lag die Akte, und er war ein viel zu gründlicher Beamter, als daß sein Unmut die Korrektheit seines Tuns hätte schmälern können. Zudem spürte er die Berufung, dem Unrecht Einhalt zu gebieten und der Gerechtigkeit Genüge zu tun.

Er öffnete die Akte erneut, überflog das polizeiliche Protokoll, die Personalien des Täters, die Namen der Zeugen. Mager, mager, dachte er noch einmal. Dabei nicht einmal eine schwierige Sache. Eigentlich ein sonnenklarer Fall. Dieser ... dieser ... — er suchte den Namen des Täters — dieser Louis Damiani hatte den Wechselstubeninhaber erschossen, beraubt und war gewissermaßen in flagranti geschnappt worden. Und so etwas setzt man ein Jahr in Untersuchungshaft! Laroque schüttelte den Kopf: Schluderei!

Dann erteilte er die Anweisung, am nächsten Tag den Untersuchungshäftling Louis Damiani vorzuführen.

Der nächste Tag war der 26. April 1958. Seit dem Raubmord in der Rue du Faubourg Montmartre waren ein Jahr, ein Monat und 26 Tage vergangen.

Laroque erledigte die einleitenden Frageformalitäten mit gewohnter Routine. Übrigens war dieser Louis Damiani kein Unbekannter in seinem Fach. Er war das, was man schlechthin einen schweren Jungen nennt. Laroque war nicht gesonnen, dem Fall mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als er verdiente. Er kam auch gut voran, zumal Damiani nicht zu leugnen versuchte. Wahrscheinlich hatte er in diesem Jahr Untersuchungshaft Muße genug gehabt, um sich über die Zwecklosigkeit von Ausflüchten und Lügen klarzuwerden. Da hätte er das Ding in der Rue du Faubourg schon geschickter drehen müssen. Merkwürdig übrigens, daß ein Mann wie Damiani so plump zu Werke gegangen war. Die Tat machte den Eindruck einer eiligen, unüberlegten Handlung, nicht aber den eines vorbereiteten, geplanten Verbrechens. Nun gut, Damiani hatte sich Geld beschaffen wollen. Warum aber tat er das in einer Weise, bei der es von vornherein 99 : 1 gegen ihn stand?

„Wozu brauchten Sie das Geld?" fragte Laroque.

„Ich wollte nach Südamerika fliehen." Damiani sagte das, als teile er mit, daß er eben mal rasch einen Aperitif nehmen wolle.

Laroque war überrascht. Sollte Damiani jetzt etwa anfangen, schwierig zu werden? Das hättest du dir früher überlegen sollen, Junge, dachte der Untersuchungsrichter und wiederholte spöttisch: „Aha, fliehen. Nach Südamerika. Sehr interessant." Wollte ihm dieser Damiani etwa irgendeine rührselige Geschichte auftischen, um sein Mitleid zu erwecken? Hatte der etwa eine Story von dem auf den rechten Weg zurückstrebenden Gangster auf Lager, der von seinen alten Komplicen verfolgt wird und, um seine Flucht in das anständige Leben zu bewerkstelligen, zu einem letzten Verbrechen gezwungen ist? Nein, mein Junge, bei Laroque bist du damit auf dem Holzweg. „Also nach Südamerika wollten Sie fliehen", wiederholte Laroque amüsiert. „Darf man wissen, warum?"

Der Untersuchungsrichter beobachtete Damiani scharf, aber dieser zeigte weder Verwirrung noch Zögern. Überhaupt benahm er sich so, als ginge ihn die ganze Sache herzlich wenig an. Laroques letzte Frage beantwortete er ruhig und ohne Bedenken, wie alle anderen.

„Weil meine Komplicen mich beseitigen wollten, die damals in Casablanca dabei waren."

Natürlich, dachte Laroque, der Bursche hatte ein Jahr Zeit, seine Fabel glaubwürdig auszuschmücken. Klar, daß kein wahres Wort daran ist. Der Kerl macht auf mildernde Umstände. Dennoch hakte Laroque nach.

„Was war in Casablanca?"

„Der Mord an Lemaigre-Dubreuil", erwiderte Damiani, ohne mit einer Wimper zu zucken.

Casablanca — Lemaigre-Dubreuil — 11. Juni 1955 — unaufgeklärt!

Der Name Lemaigre-Dubreuil hatte in Laroques präzise funktionierendem Untersuchungsrichterhirn sofort diese Assoziation ausgelöst. Mit einem Schlage wandelte sich seine überlegene Amüsiertheit über die Geschichte Damianis in gespanntes Interesse. Gab ihm hier der Zufall etwa den Faden zur Lösung eines ungeklärten Falles in die Hand? Lemaigre-Dubreuil, der Herausgeber der Tageszeitung „Maroc-Presse" war kein unbekannter Mann gewesen. Wenn es ihm, Laroque, gelänge, den Mord in Casablanca und im gleichen Zuge den in der Rue du Faubourg Montmartre aufzuklären, dann hätte er ja den Fall, den er brauchte! Aber konnte er diesem Damiani glauben? Laroque wischte diesen Zweifel unwillig aus seinem Gedankengang. Zum bloßen Vergnügen würde sich ein Raubmörder bestimmt nicht der Mitwirkung an einem zweiten Mord bezichtigen. Damiani hatte schon seine Gründe. Seine Komplicen von Casablanca wollten ihn wahrscheinlich als nicht ganz zuverlässigen Mitwisser beseitigen. Damiani plant die Flucht nach Südamerika. Um sich die Mittel dazu zu beschaffen, begeht er einen Raubmord und wird gegriffen. Jetzt denkt er: Wenn ich — dann aber auch ihr, denn ihr seid schuld daran, daß ich hier sitze!

Das stimmte. Laroque war zufrieden. Es

gab keine Lücke in dieser Überlegung. Er lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück. „Also, Damiani", sagte er, „dann erzählen Sie mal, wie das damals war in Casablanca!"
Und Louis Damiani packte aus . . .

Die Nacht der Maschinenpistolen

Die Bewegungen der braunhäutigen Tänzerin wurden heftiger. Sie stand wie festgewurzelt in der Mitte der winzigen spiegelnden Tanzfläche. Aber gerade dadurch wirkte das sich mit dem rhythmischen Rasseln verborgener Instrumente steigernde Kreisen und Zucken ihres braunen Körpers um so faszinierender. Der Körper der Tänzerin glich der vom Sturm gepeitschten Dünung des Meeres, und der hauchdünne grüne Seidenschleier sprühte um ihn wie der Gischt über den Wogen. Wie eine Woge war der Körper der Tänzerin. Aus den schmalen Fußknöcheln stiegen die Bewegungen empor, griffen auf den Rumpf über und bogen und beugten ihn scheinbar willenlos. Jede in die Fußknöchel zurücklaufende Welle schien zum Ursprung einer neuen, noch stärkeren Woge zu werden. Und wie das Meer in wilder Gier Woge in Woge brechen läßt, so stürzte sich die braune Tänzerin mit unersättlicher Lust in immer stärkere Bewegung.
Das braunhäutige, schwarzhaarige Berbermädchen tanzte einen Bauchtanz, einen dem Geschmack der Gäste der Bar angepaßten Bauchtanz, versteht sich. Francis Avival war schließlich Geschäftsmann und nicht etwa Hüter der eingeborenen Folklore. Und wie er jetzt, die dicke Zigarre zwischen den aufgeworfenen Lippen, an der Bar lehnte und rings um den hellen, spiegelnden Fleck der Tanzfläche im Dunkel die Gesichter der Gäste beobachtete — verschwommene weiße Flecke mit weit geöffneten, lüstern flackernden Augen und feuchten, gierigen Lippen —, da war er sich darüber klar, daß er mit dieser Attraktion wieder einmal einen Volltreffer gemacht hatte. In ganz Casablanca gab es keinen solchen Tanz zu sehen wie diesen hier. Dieses kleine braune Biest tanzte, daß einem das Blut in den Adern zu sieden begann.
Das Rasseln der irgendwo im Hintergrund verborgenen Instrumente schwoll zu rasendem Forte an, und als die Tänzerin nun den dünnen, seidenen Schleier zu Boden gleiten ließ, löste sich die aufgespeicherte Erregung der Zuschauer in einem dumpfen Stöhnen. Avival nahm die Wirkung dieses Augenblicks mit zufriedenem Grinsen zur Kenntnis. Sein klebriger Blick blieb für Sekunden auf dem glänzenden braunen Leib der Tänzerin haften, der bis auf einen schmalen smaragdgrünen Lendengürtel jetzt völlig nackt war, dann wandte er sich Damiani zu, der neben ihm auf einem der hohen Barhocker saß.
„Nun?" fragte er triumphierend.
„Toll!" brummte Damiani, ohne seine Überraschung zu verbergen. „Gratuliere. Wo hast du das aufgegabelt?"
Avival antwortete mit einem Schulterzucken, das alles und nichts bedeuten konnte. Er setzte seinen erloschenen Zigarrenstummel wieder in Brand und pustete ein Aschenstäubchen vom glänzenden Seidenrevers seines tadellosen Smokings. Das ekstatische Rasseln der verborgenen Instrumente war in ein immer langsamer werdendes monotones Trommeln übergegangen. Die Bewegungen des Berbermädchens glichen jetzt dem langsam ausrollenden Seegang nach einem Sturm. Nur hin und wieder durchzuckte den Rumpf der Tänzerin noch ein jäher Stoß, ein letztes Aufbäumen der Leidenschaft. Aber dann blieb auch das aus. In trägem, jedoch schon von neuem lockendem Beben schwang die Erregung aus, und über dem noch vibrierenden Körper kräuselten sich im filigranen, anmutigen Spiel der Hände über Schultern und Brust herab kleine, spielerische Wellen, bis die Tänzerin, die gespreizten Finger auf den Schenkeln ruhend, mit leicht eingeknickten Knien, zurückgeneigtem Rumpf und in den Nacken geworfenem Haupt bewegungslos verharrte.
Das Licht erlosch für Sekunden. Als es wieder aufflammte, war die Tänzerin verschwunden. Die Kapelle setzte mit einem Boogie-Woogie ein. Von allen Seiten drängte man zur Tanzfläche. Aber war die Darbietung der braunen Tänzerin bei aller Eindeutigkeit dank der Anmut und Hingabe doch schön zu nennen, so zeigte sich nun nur noch die Gier drängender Körper.
Avival musterte das Verhalten der von ihm zum Zwecke der allseitigen Unterhaltung der Gäste angestellten blonden, tizianroten und schwarzen Mädchen. In seiner Bar verkehrten die ersten Kreise Casablancas und der Umgebung. Großgrundbesitzer, hohe französische Offiziere und Beamte der Kolonialbehörden. Für ihr Geld durften sie erstklassige Bedienung erwarten. Francis Avival wollte da keine Klagen hören. Die Mädchen, die mit eingefrorenem Lächeln in den stereotyp schönen Puppengesichtern in den Armen eleganter Kolonialoffiziere tanzten oder sich schmiegsam an geldschwere Plantagenbesitzer preßten, wußten das nur zu genau. Den Unmut Francis Avivals oder eines seiner Gäste zu erregen, bedeutete für sie gnadenlos den Abstieg in eines der kleinen schmierigen Bordelle von Casablanca oder Tanger. Und es gab nichts, was sie davor hätte schützen können. Bitte, durch den Vertrag, den sie noch drüben in Europa unterschrieben hatten, waren sie lediglich als Unterhaltungsdamen engagiert worden. Nichts weiter. Aber Avival hatte ihnen sofort unzweideutig zu verstehen gegeben, wie das aufzufassen war. Und wenn sie etwa auf diesen Vertrag pochen wollten — Avival würde nur lächeln und sie lächelnd hinauswerfen. Den frei werdenden Platz würden andere einnehmen. Francis Avival hatte Verbindungen.
Louis Damiani, der noch immer mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Barhocker saß, schob dem Mixer sein Glas zu. Er lockerte mit einer ungeduldigen Kopfbewegung den Sitz des Hemdkragens und rückte die schmale schwarze Fliege zurecht. Man sah ihm an, daß er sich in dem Abendanzug nicht wohl, zumindest aber sehr eingeengt fühlte. „Hast du mich der kleinen braunen Katze wegen herbestellt?" fragte er Avival.
„Zu schade für dich, Louis", sagte der Barbesitzer. Er wies mit einer leichten Kopfbewegung auf eine der Nischen im Hintergrund, wo die Tänzerin, die jetzt ein hautenges himbeerrotes Abendkleid trug, von einem seriösen Herrn begrüßt wurde. Damiani pfiff leise durch die Zähne. „Verstehe", sagte er, „werde mich inzwischen anderweitig umsehen. Wie ist die Blonde da drüben? Oder hast du die etwa im Sack gekauft?"
Avival verzog sein Gesicht. Er hielt es nicht für nötig, darauf zu antworten. Statt dessen sagte er: „Nicht jetzt. Geh schon nach hinten. Du hast später noch Zeit."
„Ah", machte Damiani, „das ist natürlich was anderes. Wichtige Sache?"
Der Barbesitzer wies noch einmal auf die Nische im Hintergrund, wo der seriöse Herr mit der Tänzerin saß, und sagte: „Wir warten nur noch auf Tony." Er blickte Damiani nach, bis dieser den Barraum durch einen halbversteckten Nebenausgang verlassen hatte, und wandte dann seine Aufmerksamkeit dem Eingang zu, durch den in diesem Augenblick der Erwartete eintrat.
Der seriöse Herr in der Nische im Hintergrund warf einen ungeduldigen Blick auf seine große goldene Armbanduhr und bestellte eine neue Flasche Sekt, ehe er die braunhäutige Tänzerin auf die spiegelnde Tanzfläche führte. Das Berbermädchen gab sich mit der selbstverständlichen Grazie und Koketterie ihres Berufs. Aber ihr schönes, während der Tanzvorführung im Rausch der Bewegung gelöstes Gesicht war jetzt seltsam ausdruckslos und starr.
Der Neuankömmling hatte vom Eingang aus das Treiben mit raschen Blicken überflogen und bahnte sich nun mit geübter Unauffälligkeit seinen Weg zur Bar, wo er Avival erkannt hatte. Antoine Melero hatte lange genug im Polizeidienst gestanden, um sich in jeder Umgebung zurechtzufinden und bewegen zu können. Und die Bar Francis Avivals war dem ehemaligen Kommissar keineswegs fremd. Wie er hier mit einem Zug von Kriecherei einige Herren grüßte und dort einigen der Mädchen mit vertraulicher Beiläufigkeit ein Scherzwort zurief, bewies, daß er sich hier besser als ein zufälliger Gast auskannte. Aber obwohl er nur ehemaliger Kommissar und niemandem mehr auf der Spur war, erkannte ein Mann mit den Erfahrungen Francis Avivals in ihm sofort den Polizisten. Der Barbesitzer lachte in sich hinein. Das war typisch Melero. Er kam, wurde von allen bemerkt, aber erregte keinerlei Aufsehen. So war er schon früher gewesen, als er noch im Dienst stand.
Melero schwang sich elastisch auf den Barhocker, den eben noch Damiani gedrückt hatte, und steckte sich eine Zigarette an.
Avival schob ihm einen Martini zu. „Reichlich spät", sagte er rügend.
Der ehemalige Polizeikommissar zuckte gleichgültig mit den Schultern. „Nervös, alter Junge?"
„Der Chef ist persönlich da", flüsterte Avival.

Melero zog die Augenbrauen in die Höhe. „Dr. Causse? Noch nie gesehen. Wo denn?"
„Der mit der Tänzerin."
Melero widmete dem seriösen Herrn einen scheinbar flüchtigen, interesselosen Blick und sagte: „Hat jedenfalls Geschmack. Wie macht sich denn die Kleine?"
„Bin zufrieden." Avival nickte und fügte leise hinzu: „Wie üblich hinten."
Melero trank seinen Martini aus. „Du siehst, dein ewiges Mißtrauen ist unbegründet. Auf mich kannst du dich verlassen."
Die Musik brach mit einer gellenden Dissonanz ab. Die Paare drängten sich zu ihren Tischen und an die Bar. Der ehemalige Polizeikommissar musterte ein schlankes Mädchen mit wasserstoffblondem Haar und müden, glanzlosen Augen, das neben einem halbbetrunkenen Mann an der Theke Platz nahm. Er zog Avival zur Seite und sagte: „Du solltest mal wieder auffrischen. Ich könnte dir was Passendes vermitteln. Wir arbeiten jetzt übrigens über La Seyne."
„Gut", erwiderte Avival, „wir sprechen noch darüber."
Unauffällig, wie er gekommen war, entfernte sich Melero durch den Nebenausgang. Währenddessen trat Avival an den Tisch in der Nische und wechselte einige Worte mit dem seriösen Herrn. Dann erteilte er einem der Kellner die Anweisung, eine Flasche Sekt und zwei Gläser in ein Zimmer des oberen Stockwerkes zu bringen, und verließ die Bar durch den Hauptausgang. Er stieg rasch die von den Gästen benutzte, mit dicken, handgeknüpften Läufern belegte Treppe zum ersten Obergeschoß des Seitenflügels hinauf und verschwand am Ende des Ganges, zu dessen beiden Seiten die für intime Zwecke gedachten Zimmer des Etablissements lagen, hinter einer Tür, die nur durch eine komplizierte, geheime Betätigung der Klinke zu öffnen war. Der Gang hinter dieser Tür diente als Abstell- und Lagerraum. Er war mit allen möglichen Kisten und Kästen vollgestopft. Hier mündete auch die von dem Nebenausgang der Bar nach oben führende Treppe. Um diese Treppe von unten her zu erreichen, mußte man allerdings erst einen kleinen, bei Nacht stockdunklen Hof überqueren.
Melero saß auf einer Kiste und rauchte. Als Avival zu ihm trat, nahm er das unterbrochene Gespräch wieder auf
„Wenn du dich rasch entscheidest, bist du natürlich im Vorteil."
Sie stiegen eine zweite Treppe hinauf, die nur von einer schwachen, bläulichen Notlampe erhellt wurde.
„Wer ist dein Gewährsmann?" fragte Avival.
„Antoine Adami, Hotelier."
Der Barbesitzer zögerte noch. Er erwog den Vorteil, den er aus der Vermittlung einiger seiner Damen an die Häuser des Paschas ziehen könnte. El Glawi, Pascha von Marrakesch, den die Kolonialverwaltung 1953 an die Stelle des unbequemen und deshalb nach Madagaskar verbannten Sultans von Marokko, Sidi Mohammed V., gesetzt hatte, gehörte das Bordellviertel von Casablanca. Avival hatte bereits etliche seiner „Angestellten" mit beträchtlichem Nutzen dorthin abgeschoben. Und Melero hatte recht. Er mußte etwas auffrischen.
„Wir sind uns einig", sagte er. „Allerdings keine notorischen Pariser Nutten, verstehst du?"
Sie betraten einen kleinen Raum, dessen Tür durch aufgestapelte Kisten fast verdeckt war. Ein Tisch und einige primitive Holzstühle bildeten die ganze Einrichtung. Am Tisch saß Damiani und reinigte eine Pistole, deren Einzelteile sorgfältig auf einem Tuch aufgereiht vor ihm lagen. Er nickte Melero zu und begann, die Waffe wieder zusammenzusetzen.
„Arbeitet Adami solo?" fragte Avival.
Der ehemalige Polizeikommissar schüttelte den Kopf. „Mit Giusipelli."
„Schon faul, Tony", bemerkte Damiani. „Giusipelli kenne ich. Hat drei- oder viermal wegen Zuhälterei gesessen."
„Deine Kenntnisse sind hier völlig überflüssig", knurrte Avival. „Du solltest Tony kennen."
Damiani brummte etwas vor sich hin, schob ein Magazin in die Pistole, sicherte und ließ die Waffe in dem Halfter unter der linken Achsel verschwinden.
Melero grinste und rauchte eine neue Zigarette an. „Ärgere dich nicht, Louis", sagte er spöttisch. „Du hast nun mal weniger Grips als ein Huhn. Solange du deinen Blödsinn unter uns verzapfst, geht es. Ich fürchte aber, du quatschst mal dort, wo es nicht am Platze ist. Nimm dich in acht!"
Damiani wollte etwas erwidern, aber Melero wandte sich, ohne ihn weiter zu beachten, an Avival: „Wann starten wir?"

Fortsetzung folgt

Stern WÄSCHE

ERZEUGNISSE
sind bei gleichbleibender Qualität meisterhaft gefertigt

NEUENTWICKLUNG

Hydrophil

DEDERON-Untertrikotagen mit Hydrophilveredelung sind anschmiegsam, feuchtigkeitsaufnahmefähig — auch undurchsichtig erhältlich

VEB STERNWÄSCHE, LIMBACH-OBERFROHNA

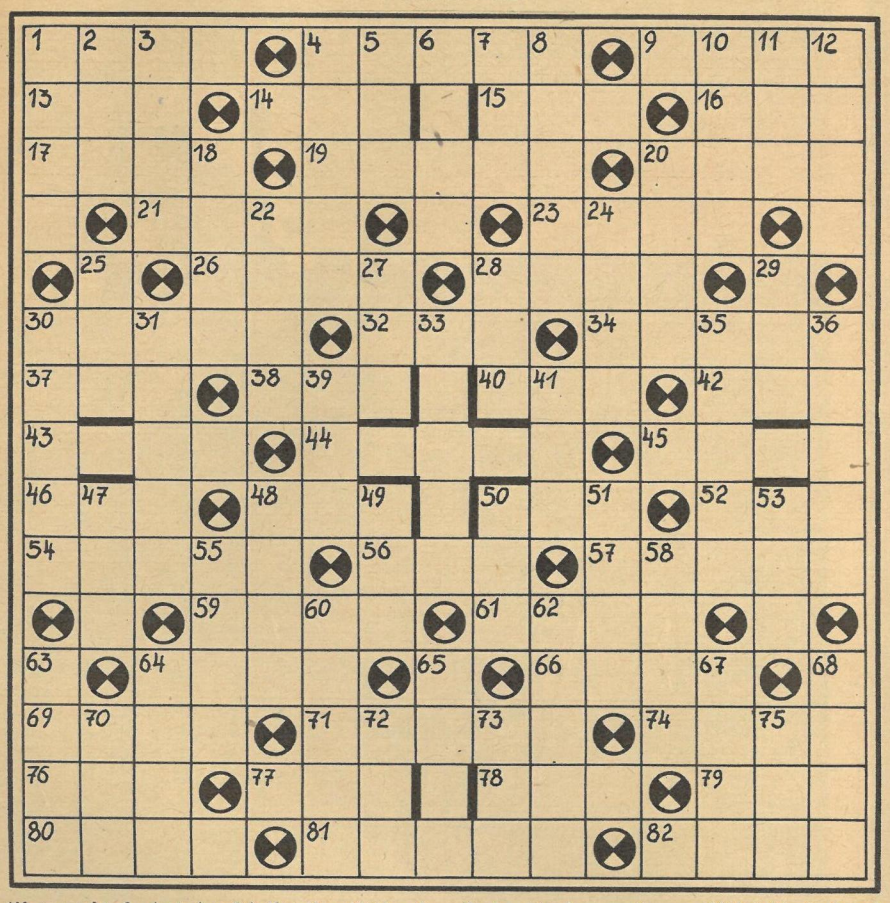
anziehend

und gepflegt erscheinen – das liegt in Ihren eigenen Händen. Sorgfalt, Geschmack, ein wenig Phantasie und das Wissen um die wunderbare Wirkung regelmäßiger Körperpflege mit riwal der Luxusseife von RIWA – das ist das ganze Geheimnis.

RIWA

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. deutscher Schriftsteller, Nationalpreisträger 1955, 4. Initiator des Schnelldrehverfahrens, Nationalpreisträger, 9. Baumbestand, 13. Papagei, 14. chemischer Grundstoff, 15. Schwur, 16. Monat, 17. Laubbaum, 19. Vorratsraum, 20. Krembehälter, 21. Saugwurm, 23. Fährte, 26. Nebenfluß der Fulda, 28. Körper, 30. Huftier, 32. Kanton der Schweiz, 34. Teil des Zaunes, 37. Minister der DDR, 38. Körperteil, 40. metallhaltiges Mineral, 42. abessinischer Titel, 43. Nachtvogel, 44. Hauptgott der alten Inder, 45. Schachausdruck, 46. Nordwesteuropäer, 48. Treibstoff, 50. Gemeinschaft, 52. Nibelungengestalt, 54. Angehöriger eines slawischen Volksstammes, 56. Bergstock in Graubünden, 57. sorbischer Komponist, Nationalpreisträger, 59. nordspanische Grenzstadt, 61. maßloses Verlangen, 64. wichtige Grundlage für die Verwirklichung des ökonomischen Grundgesetzes des Sozialismus, 66. Nebenfluß der Donau, 69. Abscheu, 71. illegale Kampfzeitung Lenins, „Der Funke", 74. Meerrettich, 76. Tongeschlecht, 77. griechische Göttin der Verblendung, 78. Nebenfluß des Rheins, 79. Entbehrung, 80. Himmelsblau, 81. fortschrittlicher brasilianischer Schriftsteller, 82. Weinernte.

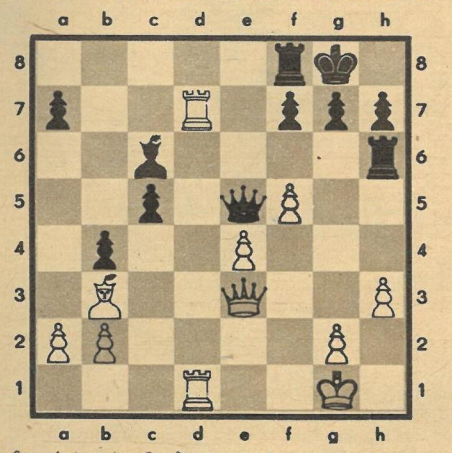
Senkrecht: 1. gewaltsamer Diebstahl, 2. Ort in Tirol, 3. Bezeichnung eines Wesens oder Dinges, 4. Tierprodukt, 5. Gebirgsstock auf Kreta, 6. Tadel, 7. Getränk, 8. Getreideart, 10. Strom in Sibirien, 11. Käseferment, 12. heldenhafte französische Widerstandskämpferin, 18. ungarischer Weinort, 20. Blasinstrument, 22. nordische Sagensammlung, 24. Waldpflanze, 25. Hauptstadt der Baskirischen ASSR, 27. Branntwein, 28. norwegischer Schriftsteller (1833—1908), 29. griechischer Buchstabe, 30. Gewinn bei Wettkämpfen, 31. berühmter Mathematiker (1707—1783), 33. Funkpeilgerät, 35. Fluß in Oberösterreich, 36. chemische Verbindung, 39. Mädchenname, Kurzform, 41. Segelstange, 47. europäische Hauptstadt, 48. Bezirksstadt in Thüringen, 49. kleine japanische Währungseinheit, 50. physikalisches Maß, 51. Fischereifahrzeug, 53. Zeitabschnitt, 55. Gesetzentwurf, 58. Staat in Vorderasien, 60. Zentralorgan der italienischen KP, 62. Staat der USA, 63. Geliebte des Zeus, 64. südamerikanischer Staat, 65. alte Hafenstadt in Israel, 67. Gefäß, 68. Schwimmvogel, 70. sowjetischer Langstreckenläufer (Weltrekordler), 72. Stammvater einer Völkergruppe, 73. Wagenteil, 75. Göttin der Morgenröte.

Die Eröffnung sehr gut, aber ...

Breslau 1925

Weiß: A. Rubinstein — Schwarz: Dr. H. v. Gottschall

1. c4 Sf6 2. d4 e6 3. Sc3 d5 4. Lg5 Le7 5. e3 c6 6. Sf3 Sbd7 7. Tc1 0-0 8. Ld3 d×c4 9. L×c4 Sd5 10. L×e7 D×e7 11. 0-0 S×c3 12. T×c3 (Es ist eine bekannte Stellung des orthodoxen Damengambits entstanden. Schwarz hatte nachträglich das Gambit angenommen, auf e7 und c3 wurde getauscht. Das Problem für Schwarz, die Entwicklung des Damenläufers, scheint mit den folgenden Zügen zu lösen zu sein.) e5 13. S×e5 S×e5 14. d×e5 D×e5 15. f4 (Das Tauschen auf e5 und der Vorstoß des f-Bauern leiten das Rubinsteinsche Angriffssystem ein. Die Entwicklung von Lc8 soll gestört und die Beweglichkeit der Bauern e3 und f4 zum Angriff ausgenützt werden.) De7 (Wohin zieht am besten die Dame? Das ist hier die große Frage, sie kann auch nach e4 und f6 gehen.) 16. f5 Td8 (Bringt sofort den Turm ins Spiel. In einer Partie Rubinstein—Lasker, Berlin 1924, gab es nach Ld7 17. e4 Tad8 18. Dh5 D×e4 19. Tg3 Dd4† 20. Tf2 L×f5 21. D×f5 D×c4 22. T×g7† ein Remis durch ewiges Schach.) 17. Dh5 (Statt dessen kommt auch f6 in Betracht, denn T×d1 führt zum Verlust: 18. f×e7 T×f1† 19. L×f1 Lf5 — auf andere L-Züge folgt Te3 — 20. e4! Lg6 21. Td3 Te8 22. Td8 f6 23. Lc4† nebst Le6 und Ld7.) Td6 18. e4 Th6 (Der weiße Angriff ist abgewehrt, bleibt noch immer die Entwicklung des Läufers.) 19. De2 b5 20. Lb3 De5 21. h3 Lb7 22. Td1! (Weiß besetzt die d-Linie, es droht Td7. Auf Thd6 folgt Abtausch und e5!) Tf8 23. De3 b4 24. Tcd3 c5 (Wenn Lc8, so D×a7 mit den Drohungen D×f7† und Td8.) 25. Dd7 Lc6



Soweit hat der Großmeister sehr gut gespielt, nun aber verpaßt er, durch eine schöne Kombination den verdienten Sieg zu erringen. 26. T×a7? Tf6 27. Ld5 L×d5 28. T×d5 D×b2 29. T×c5 Td6 30. e5? Td2 31. De4 Te2 32. Dd5 Db1† 33. Kh2 D×f5 34. Dd4? Df1 35. Dg4 Te1 Weiß überschritt hier, in schlechter Stellung, die Zeit.
Dr. Tarrasch wies nach, wie Weiß hätte gewinnen können: 26. T×f7 T×f7 27. Td8† Le8 28. Df4! De7 29. Db8 Kf8 30. La4!!

Silbenrätsel

be be ben burg burgh chel da dak dar de de dhal die die din e ein ein eis en er erd es fung gar ge haut horn imp ir kas kras land le le li ma man mast mo mor mus na naum ne ne nen netz nor null on ost pun punkt ra ra re re rep ri ri richt sar schu si sig sot sow stau sten te ter ter ti til to to trag tus um un ver wa zel

Es sind 32 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein chinesisches Sprichwort ergeben (ö, ü = oe, ue).

1. erfrischendes Getränk, 2. Naturkatastrophe, 3. Schriftleitung, 4. Anfangspunkt einer Skala, 5. Einkehrstätte, 6. nordwestfranzösische Landschaft, 7. europäische Republik, 8. französischer Schriftsteller, Verfasser von „Rot und Schwarz" (1783—1842), 9. Gartenfrucht, 10. afrikanischer Volksstamm, 11. ärztliche Schutzmaßnahme, 12. Fabeltier, 13. Reisgericht, 14. Schulung, 15. Trockenanlage, 16. Verwunderung, 17. Kriechtier, 18. russischer Dichter (1821—1878), 19. Wacholderbranntwein, 20. Speisewürze, 21. Getreidebündel, 22. Vermerk, 23. Kreisstadt im Bezirk Halle, 24. Gewebe, 25. Stadt in Schottland, 26. Teil des Auges, 27. Lehranstalt, 28. Behälter für Kriechtiere und Lurche, 29. Feldsalat, 30. belgischer Badeort, 31. Speisepilz, 32. Hohn, Spott.

1.	17. .....
2.	18. .....
3.	19. .....
4.	20. .....
5.	21. .....
6.	22. .....
7.	23. .....
8.	24. .....
9.	25. .....
10.	26. .....
11.	27. .....
12.	28. .....
13.	29. .....
14.	30. .....
15.	31. .....
16.	32. .....

LÖSUNG DES KREUZWORTRÄTSELS AUS NR. 16

Waagerecht: 1. Kimm, 4. Palm, 7. Elba, 10. Ines, 11. Eifer, 12. Hahn, 14. Grat, 16. Fine, 18. Uhus, 19. Aare, 20. Epos, 21. Moskau, 23. Toelz, 25. Aera, 26. Ire, 28. Simbirsk, 32. Regen, 34. Asot, 35. Pli, 36. Gori, 38. Siel, 39. Loki, 42. Ale, 43. Eder, 44. Kalo, 46. Lek, 48. Aral, 50. Cats, 52. Rama, 53. Pik, 55. Esau, 57. Bebel, 59. Wiederau, 62. USA, 63. Elen, 65. Maros, 67. Insekt, 70. Saba, 72. Neer, 74. Oboe, 75. Eber, 76. Drda, 77. Meer, 78. Bravo, 79. Edam, 80. Pegu, 81. None, 82. Eins. — Senkrecht: 2. Idaho, 3. Minsk, 4. Pegau, 5. Asra, 6. Meteor, 7. Effel, 8. Leipzig, 9. Brno, 12. Humus, 13. Husum, 15. Artek, 17. Essen, 22. Anis, 24. Earl, 25. Asti, 27. Reck, 29. Idol, 30. Bai, 31. Rostock, 33. Eile, 35. Pleisse, 36. Casa, 37. Reka, 40. Orla, 41. Inka, 45. Alpe, 47. Emba, 49. Ries, 51. Tein, 52. Rue, 54. Iler, 56. Aden, 57. Busse, 58. Bamberg, 59. Weser, 60. Ruebe, 61. Unter, 64. London, 66. Aarau, 67. Irade, 68. Somme, 69. Koeln, 71. Abbe, 73. Eden.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM

Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertretender Chefredakteur)
Lena Smolny, Bruno Goldhammer, Eberhard Kottwitz, Günther Zumpe (Verlagsleiter)

Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstr. 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf

△ 381

Des Wahnsinns Schatten

Vier Tage schwamm der französische Froschmann Louis Lormais zwischen den Eisschollen des Sankt-Lorenz-Stromes. Als man ihn in der Nacht zum 21. April in Quebec aus dem Wasser zog, hatte sein Gesicht nichts Menschliches mehr. Sein Schwimmanzug war zerrissen und sein Körper voller Geschwülste und Eiterungen. Seine Gattin, die ihn in einem Boot über die 290 Kilometer begleitet und mit Schokolade gefüttert hatte, erklärte den zahlreich anwesenden Sensationsreportern: „Louis wollte keinen sportlichen Rekord aufstellen, sondern die Leistungsmöglichkeiten von Froschmännern unter Beweis stellen." Wir sind sicher, daß die Generalstäbler des Westens ihm für diesen „Beweis" Dank zollen. Ihnen ist kein Wahnsinn zu groß, wenn er sich nur militärisch ausschlachten läßt. Fotos ZB-Archiv

Bildbericht: D. Scheffler (Text), E. Buschmann (Fotos)

Über solch prächtige Würfe freut sich jeder Bauer. Vor allem dann, wenn die Gewißheit vorhanden ist, daß aus den meisten Ferkeln in wenigen Monaten fette Schweine werden. Eben diese Gewißheit fehlte 1958 den Brüsewitzer Genossenschaftsbauern. Nur 9 aufgezogene Ferkel je Sau wies die Bilanz am Jahresende auf. Das war ein ernstes Signal, und sehr schnell wurde durch bessere Pflege und Fütterung eine Wende herbeigeführt. Stolz führte uns Schweinemeister Vitense durch den peinlich sauberen Zuchtstall. Nebenbei ließ er uns noch wissen, daß in den ersten 4 Monaten dieses Jahres das Aufzuchtergebnis des gesamten Vorjahres erreicht wurde. Bis Jahresende sollen es sogar 16 Ferkel je Sau sein

Noch vor sieben Jahren war es nicht ratsam, bei regnerischer Witterung ohne Gummistiefel nach Brüsewitz zu fahren. Wer in Halbschuhen die Dorfstraße passieren wollte, lief Gefahr, Schusters Rappen im Schlamm zu verlieren. Doch, wie gesagt, so war's vor sieben Jahren. Dann kam den Brüsewitzern der Einfall, die Straße zu entschlammen, und siehe da, unter dem Dreck kam ein tadelloses Kopfsteinpflaster zum Vorschein. Doch so, wie sich im Laufe der Jahre das Dorfbild zu seinen Gunsten veränderte, so wuchsen auch die Menschen. Auch in Brüsewitz sieht man nicht mehr nur bis zum eigenen Hoftor. Dort beriet man kürzlich ebenfalls, was noch getan werden kann, um mehr Produkte auf den Markt zu bringen, um den Geburtstagstisch unserer Republik decken zu helfen und auch Brüsewitz zu einem schönen Dorf werden zu lassen

Auf Blumenkästen in den Stallfenstern hat noch keine Kuh mit mehr Milch reagiert, um so schneller dagegen auf mehr und besseres Futter. Im vorigen Jahr hatte die LPG in Brüsewitz nicht genügend Futter. Die Genossenschaftsbauern haben daraus gelernt. Höhere Erträge vor allem durch gute Pflege der Rüben- und Maisschläge lautet ihr Ziel. Die wichtigste Maßnahme aber war, den Anteil der Zwischenfrüchte von 19 Prozent 1958 auf 32 Prozent zu erhöhen

„Wollt' einer nur von seinem Vorrecht lassen, so würden ihrer tausend froh!" sangen einst die Mecklenburger. Gutsherr, Polizeichef und Bürgermeister in einer Person, so herrschten bis 1945 in Brüsewitz uneingeschränkt die von Boddin. In diesem Junkersitz ist heute eine Mittelschule untergebracht, die denen in den Städten in nichts nachsteht. Die Kinder, die dort lernen, helfen auf ihre Weise, den Ort zu verschönen. Die FDJ-Mitglieder nahmen beispielsweise 3 Hektar Mais und Zuckerrüben in persönliche Pflege, und die Pioniere wollen den Park der Gemeinde säubern und künftig instand halten

Nicht die Fassade allein macht schön

Wirklich schön zu werden, darum bemühen sich jetzt Hunderte von Dörfern in unserer Republik. Dazu gehört aber mehr als ein ansprechendes Äußere. Was nützen Blumen in den Fenstern, wenn auf den Äckern das Unkraut wuchert und die Futterkammern leer stehen? Mit Schönsein hat das nichts zu tun

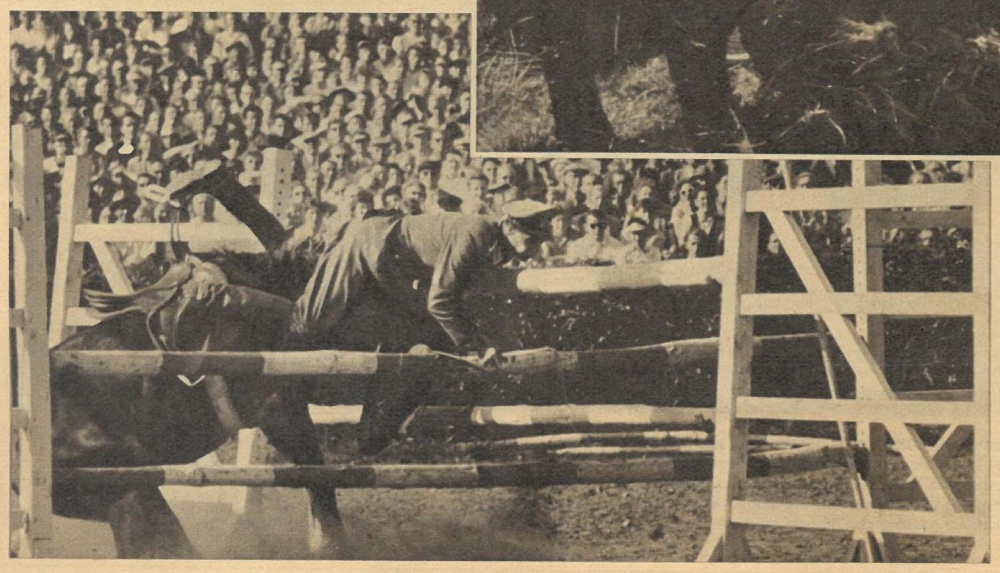
Erhebliche Kopfschmerzen bereitete der LPG „Freier Bauer" im vergangenen Jahr die Entwicklung der Viehwirtschaft. Im Rinderbestand mangelte es infolge seuchenhaften Verkalbens an Nachwuchs. Strenge Isolierung der erkrankten Kühe half die Seuche überwinden. Durch die Einstellung von 150 Mastbullen wird die Planerfüllung der LPG im Marktaufkommen an Rindfleisch gesichert. Gleichzeitig soll der 100-Hektar-Besatz an Rindern in diesem Jahr von 33 auf 60 erhöht werden. Durch den Bau von zwei Offenställen für je 60 Rinder wird auch das Stallproblem gelöst, da der Genossenschaft noch zwei Ställe für insgesamt 190 Rinder zur Verfügung stehen. Je Hektar kommen in diesem Jahr 90 kg Milch mehr auf den Markt

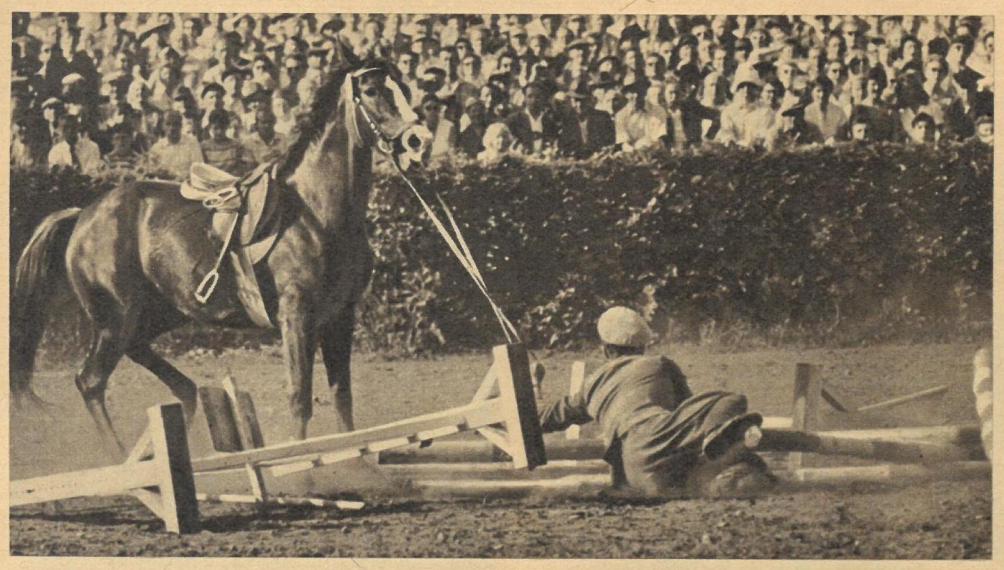
„Von den Bestellungsarbeiten hängt bereits die Ernte ab!" meint der Feldbaubrigadier Heinz Behm. „Bisher gab es fast immer etwas zu bemängeln. In diesem Jahr allerdings klappte es wie am Schnürchen, alles kam zum richtigen Termin in den Boden. Das lag nicht zuletzt an der guten Arbeit der uns unterstellten Brigade der MTS. Und im übrigen, schaut unsere Äcker an!"

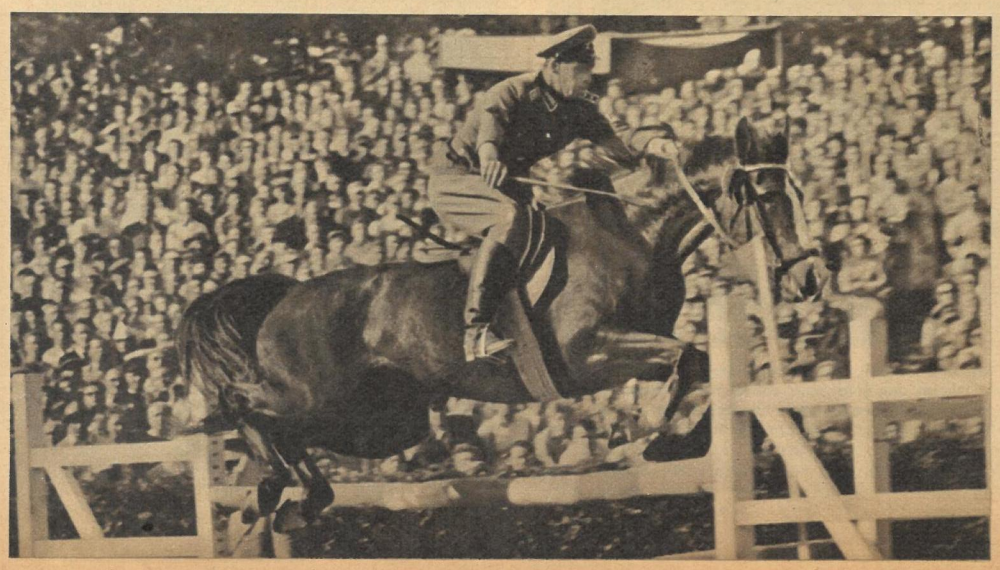
Einer der acht Einzelbauern in Brüsewitz ist Adolf Fechner (rechts). „Wenn ich auch noch für mich wirtschafte, so heißt das noch lange nicht, daß ich abseits stehe. Bei mir wächst es nicht schlecht!" „Aber nicht so schnell wie bei uns", hält ihm Genossenschaftsbauer Andres entgegen; denn auch Bauer Fechners Zukunft liegt nicht auf Handtuchfeldern

Hoch zu Roß...

Gesamtdeutsche Pferdeleistungsschau in Moritzburg, der traditionsreichen Stätte der sächsischen Pferdezucht und des Pferdesports, vor einer riesigen Zuschauerkulisse. Viel Aufmerksamkeit wurde der erstmalig ausgeschriebenen Military-Vorbereitungsprüfung geschenkt, die aus Dressurprüfung, Prüfung im Gelände und Springen bestand. Kernstück dieser Vielseitigkeitsprüfung war ein 6000 Meter langer Geländeparcours, der mit 24 schweren Hindernissen „geschmückt" war. Besonders interessant dabei das Wasserhindernis, das an Pferd und Reiter höchste Anforderungen stellte und natürlich manchem auch einige Strafpunkte einbrachte. Eine sehr komplizierte Bewertungsform wählte wirklich den Besten aus dem großen Kreis der Bewerber







Viel Beifall fanden die Vorführungen der Kinder-Voltigiergruppe der Zentralen Trainingsstätte der GST Halle unter Leitung von Rosemarie Salz. Bewundernswert, wie die Kleinsten schon eine exakte Schau bieten und Mensch und Tier ein „zweifaches Band: zwei Herzen und ein Verstand" bilden. Für die Schuljugend und die Jungen Pioniere eine werbewirksame Veranstaltung, die sicher viele neue Freunde des schönen Sports gewinnen half

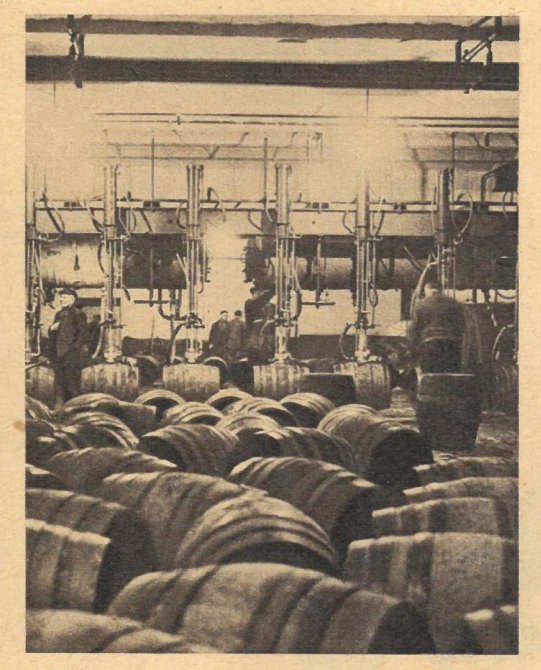
Bildbericht Werner Jenke

◀ **Unfreiwillige Stürze** und entsprechende Strafpunkte gab es bei den Springübungen. Oberfeldwebel Weidner vom ASK Vorwärts Berlin auf „Farina" bewies wie so viele, daß auch ein Sturz gekonnt sein muß. Springübungen stellen an Nerven und Konzentrationsfähigkeit höchste Anforderungen, und mancher begeisterte Zuschauer hat schon durch vorzeitigen Applaus ein Pferd irritiert und um den sicheren Sieg gebracht. Weidner hatte nichts mehr zu gewinnen, bravourös aber, wie er den Parcours nach mehrmaligem Angehen des verpatzten Hindernisses trotzdem tapfer beendete

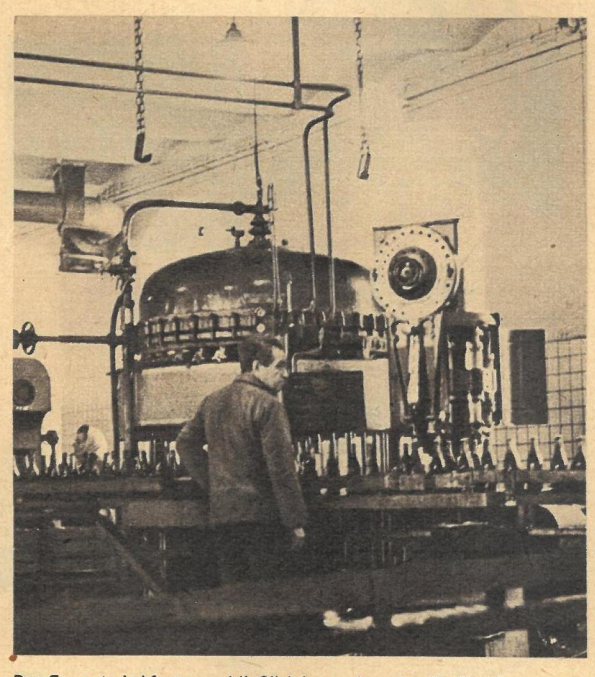
Pilsens Prager Bruder

Jetzt kommen die durstigen Tage, und für den, der ein gutes Bier liebt, ist es beruhigend, zu wissen, daß „Staropramen" darauf vorbereitet ist

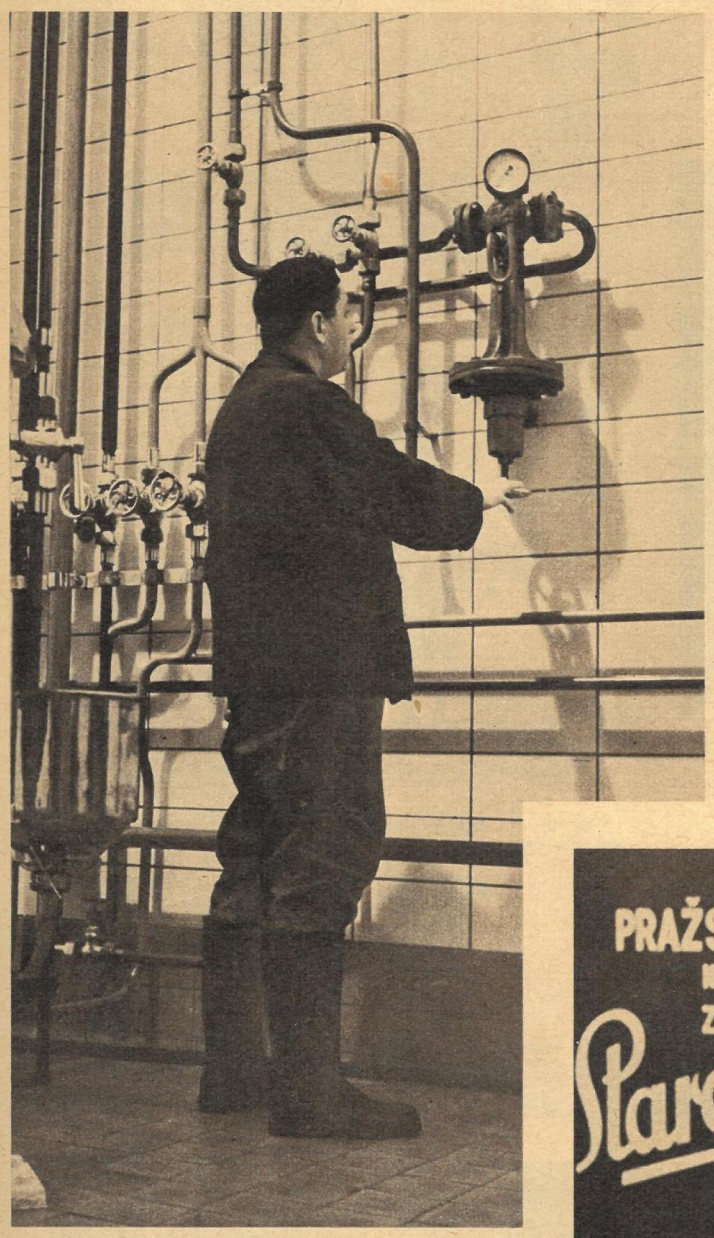
„Du findest mich jeden Abend ab sechs Uhr beim ‚Kelch', na Bojischti", ließ der brave Soldat Schwejk seinen Freund Woditschka wissen, als sie sich im Garnisonsarrest trennten. Auch heute trinkt der Prager sein Bier im „Kelch", unter dem „historischen" Bild Franz Josephs, auf den „die Fliegen geschissen hatten". Woditschkas Frage nach dem Bier, das dort ausgeschenkt wird, war wichtig, denn die Prager lieben ein gutes Bier über alles. Nach ihrer Meinung ist das auch der Grund für seine Qualität



Seit 1088, dem Jahr, in dem in Prag die ersten Braurechte verliehen wurden, wird in dieser Stadt Bier gebraut. In der Smichover Brauerei, die heute rund eine Million Hektoliter im Jahr exportiert, ist zur Zeit ein großzügiger Umbau im Gange, der vor allem der Modernisierung dient. Die Faßabfüllung ist bereits in vielen Abteilungen vollmechanisiert



Der Export wird fast ausschließlich in geschmackvoll etikettierten Flaschen durchgeführt. Hier liegt auch der Faktor, der eine gewisse Grenze bestimmt. Die Flaschenabfüllung wird daher ebenfalls vergrößert und modernisiert werden. Wie notwendig das ist, zeigt ein Blick auf die Exportzahl des Betriebes, die im Zeitraum von nur fünf Jahren auf 240 Prozent gestiegen ist



Das „Allerheiligste" der Brauerei ist die Hefereinzuchtstation. Zutritt für jedermann — außer dem verantwortlichen Biologen — verboten. Hier ist die wichtigste Grundlage eines guten Bieres, und die Smichover Hefe, die auch an andere Brauereien abgegeben wird, ist weltbekannt. Es kostete den Biologen auch reichlich Überwindung, uns hier eintreten zu lassen, aber die Gastfreundschaft siegte schließlich. Absolute Sauberkeit, genaueste Temperatur und ständige Überwachung sind unbedingt notwendig, denn die Qualität des Endproduktes und der Ruf der Brauerei hängen davon ab Fotos Kocek / Text Fischer

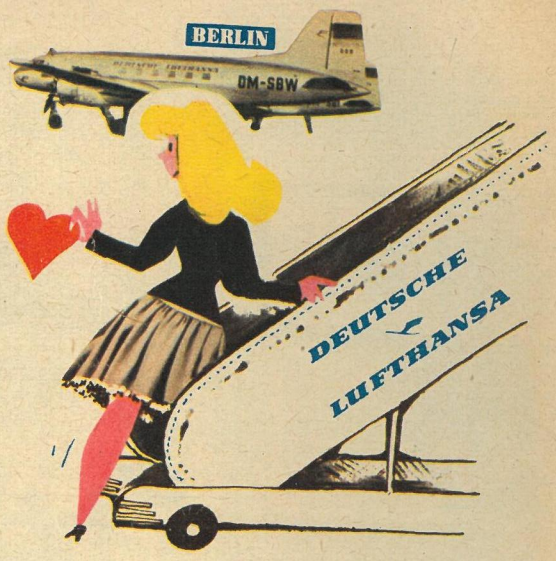
△
Das modernste Sudhaus Europas hat in Smichov im Mai seine Produktion aufgenommen. Die Kapazität beträgt je Braupfanne 250 Hektoliter. Der modern eingerichtete Raum mit seinen hell glänzenden Kupferpfannen ist der Stolz des ganzen Betriebes, dessen Gesamtproduktion damit eine weitere Steigerung möglich macht. Wo es jetzt noch hängt, das ist die Wasseraufbereitung. Gutes Wasser ist fast ebenso wichtig wie die Brauhefe. Bisher bildeten drei artesische Brunnen die Grundlage, aber ihre Ergiebigkeit ist fast ausgelastet. Doch es werden Möglichkeiten gefunden. Aus dem Glas reinen Brunnenwassers (links) wird in 90 bis 100 Tagen das auch bei uns sehr beliebte zwölfprozentige „Staropramen". Dazu ein kräftiges „Prosit!"

Rund ist die Welt - bunt ist die Welt

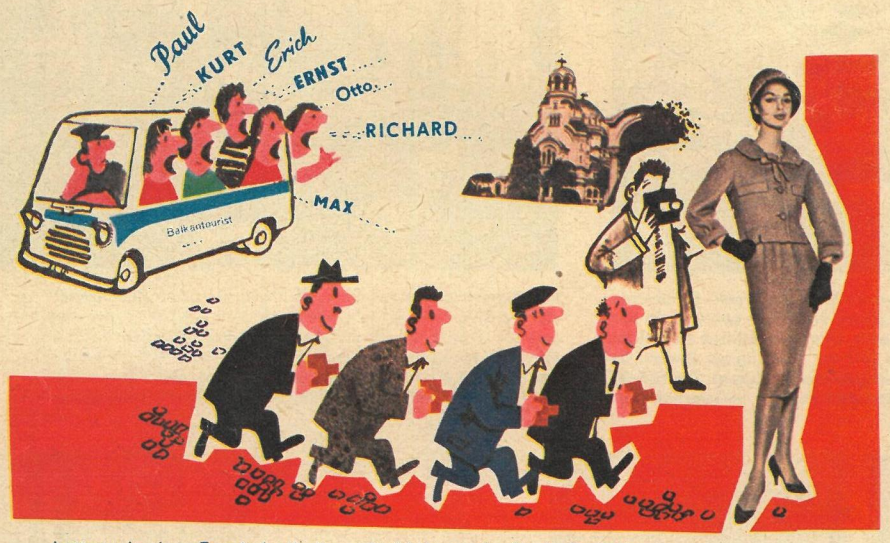
Theo Immisch

Liebe Lilo!

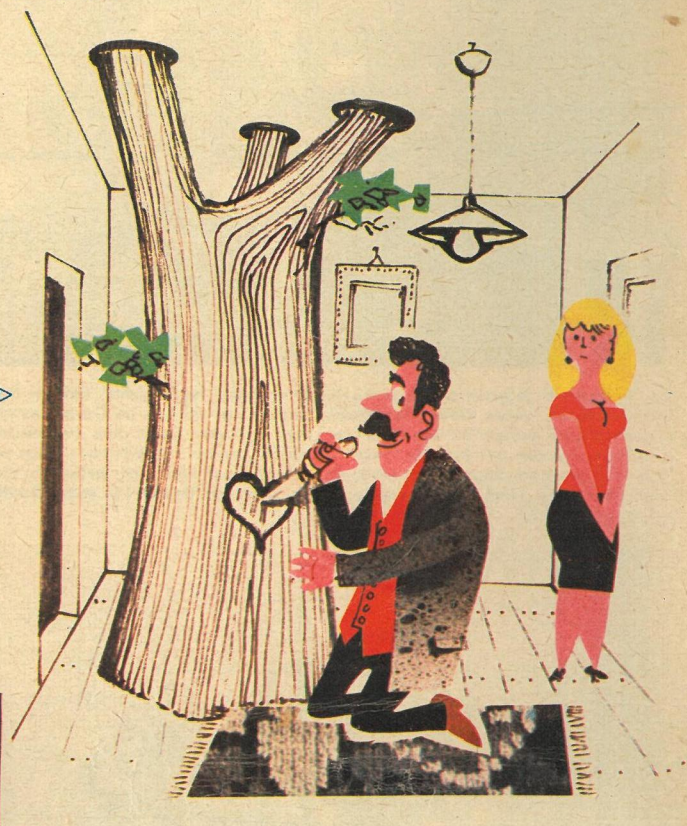
„Ich schreibe Dir aus dem bulgarischen Seebad Warna am Schwarzen Meer ...



... der Flug von Berlin-Schönefeld über Budapest nach Sofia war eine Schau für sich. Toller Mann, unser Flugkapitän, genau mein Typ. (Wenn Peter das wüßte!) ...



... hatten wir einen Tag Aufenthalt zur Besichtigung der Stadt. Fast alle Paare unserer Reisegesellschaft hatten an diesem Tag Streit miteinander, weil sich die Männer nicht von den Sehenswürdigkeiten trennen konnten ...

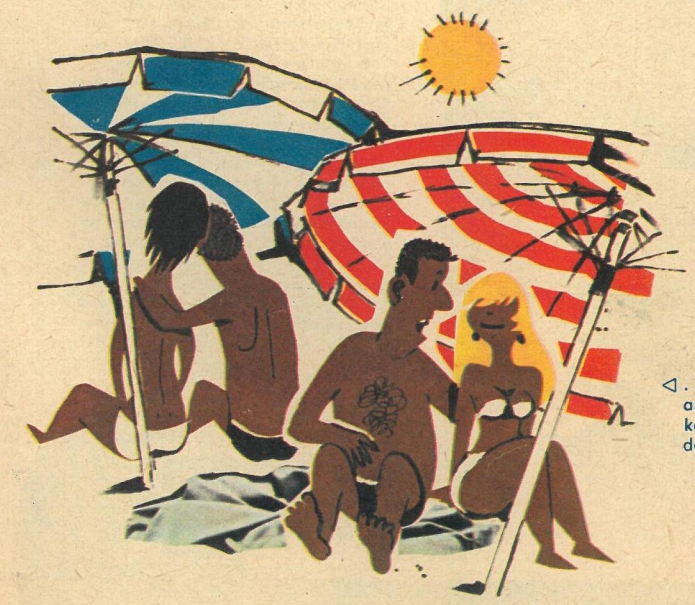


... und stell' Dir vor, es gibt viele ▷ Häuser, bei denen Bäume durchs Dach wachsen, weil es den Leuten leid tat, sie vorher zu fällen. So naturliebend sind die Bulgaren. (Das werde ich Peter unter die Nase reiben, wenn er wieder über meine Zimmerlinde meckert!) ...

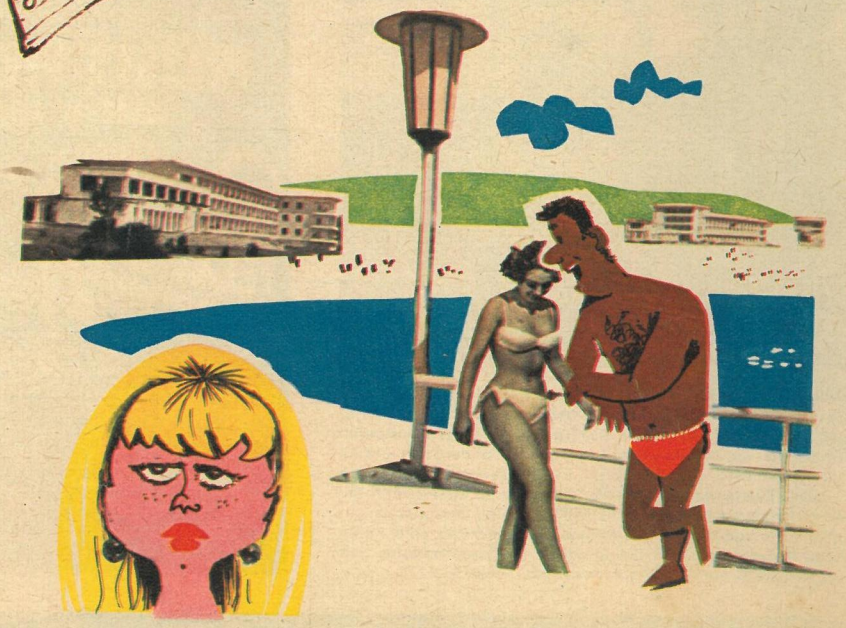
... mein Nachbar bei den Mahlzeiten ist ein Ingenieur aus Dresden. Etwas hilflos, aber sonst ein netter Junge. (Zu blöd, gerade am Nachbartisch sitzt eine Arbeitskollegin von Peter!) ...

... wir sind braungebrannt wie die Indianer. (Auf das Gesicht von Peter bin ich gespannt, wenn er sieht, daß ich in Warna einen Bikini anhatte!) ...

... es war sehr heiß, und ich hatte bei dem Ausflug die neuen Schuhe an, aber die Menschen sind hier alle so freundlich und hilfsbereit ...



◁ ... sind den ganzen Tag am Strand. Statt Strandkörbe gibt es hier Schirme, das ist sehr praktisch ...



... Horst (den Dresdner, weißt Du?) sehe ich nur noch zu den Mahlzeiten. Übrigens ist er gar nicht so hilflos, wie ich dachte.

„Leider ist der Urlaub bald zu Ende, die 300 Leva Taschengeld sind es auch. Bestimmt fahre ich nochmals hierher, mit Peter!

Tschüs für heute, Deine Karin."